

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1953 HEFT

4



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1953

4. Jahrgang

Viertes Heft – Juli / August

Schriftleitung:

OSKAR RUHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÜLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO HERDING
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Befragungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

*Titelbild: Mechtild · Grablege in der Tübinger Stiftskirche
Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg*

INHALT

Christian und Annemarie	
Eine Erzählung aus unserer Zeit von Angelika Bischoff-Luithlen	145
Federsee	
Gedicht von Werner Walz	149
Burg Niederalfingen	
Von Bruno Bushart	150
Vom Reiz des kleinen Hauses	
Von Werner Lipp	155
Von der Schiffsbarmachung des Neckars in Württemberg	
Von Martin Eckoldt	158
Weller im Federsee	
Von Hans Schwenkel	168
Oberschwaben – ein Eldorado für Pflanzenfreunde	
Von Karl Baur	170
Mechtild – das Fräulein von Österreich	
Von Hermann Kiefner	172
Der Blitz der heiligen Scholastika	
Von Adolf Rieth	176
Christiane Hegel, die Schwester des Philosophen	
Von Karl Schumm	177
Aus einem schwäbischen Pfarrhaus vor 200 Jahren	
Von Adolf Schahl	180
Schwaben und Donauschwaben	
Von Johann Weidlein	182
Der schwäbische Anteil an der Erforschung Indiens	
Von Wilfried Nölle	183
Der Schwarzwald als Erholungsgebiet	
Von Hans Schwenkel	186
Neue Straßen werden bepflanzt	
Von Hans Schwenkel	186
Wegweiser für die heimatliche Volkskunde	
	187
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	189

Christian und Annemarie

Eine Erzählung aus unserer Zeit von Angelika Bischoff-Luitbühl

Annemarie ist mit Christian – wie ich ihn heute noch nenne – ausgewandert. Sie konnten zu einem Onkel nach Nebraska in die Staaten kommen, und sie fühlen sich wohl dort, wie Annemarie schreibt. So fällt es mir leichter, ihre Geschichte zu erzählen – die Legende von Christian und Annemarie, eine alte und doch sehr neue Begebenheit, die den Klang eines Märchens hat und doch auf dem Boden tiefernster Wahrheit ruht. Ich lernte Annemarie durch einen geringfügigen Anlaß kennen. Ihr kleiner Junge war hingefallen, blutete am Knie und hatte sich schmutzig gemacht; ich ging gerade vorbei und nahm die beiden zu mir in die Wohnung. Die zarte dunkelblonde Frau war mir schon verschiedentlich aufgefallen; es war nicht das erstemal, daß sie sich dort aufhielt, gegenüber der Kaserne, die nun Heimkehrerdurchgangslager geworden war. Es gab viele Frauen, die dort warteten; besonders, wenn ein neuer Transport angesagt war, standen sie in dunklen und stummen Gruppen auf dem Gehsteig in der Nähe des großen Tores und harrten auf das Schicksal, das sich von dort vielleicht in wenigen Minuten, vielleicht aber nie auf sie zubewegen sollte. Ich habe in der Zeit, als ich dort wohnte, in dem gelben Haus mit der rosenüberspommenen Mauer gegenüber der Kaserne, wohl alle Regenbogenstönungen der menschlichen und besonders der weiblichen Seele miterlebt, deren sie fähig ist; von der dunkelgrauen, stumpfen, endlosen Mutlosigkeit an spiegelten sich die Frauengesichter hindurch bis zur goldensten Freude des endlichen Wiedersehens. Annemarie stand fast immer allein und erschien mir sehr still, wenn ich ihr begegnete; aber es umgab sie noch etwas Besonderes, ich möchte fast sagen Atemloses, so, als habe sie alle ihre Kräfte mit eisernem Willen angespannt, um dieses Eine vom Himmel herabzuzwingen, dieses Wiedersehen, an das sie unverrückbar glaubte. „Wenn der Deine nicht kommt, erlischt du“, dachte ich einmal im Vorübergehen, als ich sie noch nicht kannte. Ich

beobachtete dann, von meinem Fenster aus, ob sich eine der müden Gestalten, die aus dem Tor kamen, zu Annemarie gesellen würde; es geschah nicht. Sie wurde aber, wenn alle vorübergegangen waren, wenn sie jeden gemustert und keinen erkannt hatte, doch nicht so schwer traurig wie manche der anderen Frauen; sie war unbeirrbar, sie fing gleich wieder an, auf das nächstmal zu hoffen und ihre Hoffnung strömte eine Kraft aus, die in seltsamem Gegensatz zu ihren zarten Zügen und der fast zerbredlichen Figur stand.

Wir kamen nun also ins Gespräch, während wir den kleinen hellockigen Jungen, der Klaus hieß, notdürftig wuschen und verplasterten. Annemarie erzählte mir, daß sie eine Karte von ihrem Mann besitze, die er ihr aus dem Gefangenengelager geschrieben habe; leider sei sie schon zwei Jahre alt, seither sei nichts wieder gekommen, aber sie enthalte unter wenigen Worten auch den Satz: Warte, bis ich wiederkomme, verliere die Hoffnung nie! – Ich merkte, daß diese paar Worte Annemaries Glauben begründeten wie ein Fels, und ich hatte nicht den Mut, auf den klaffenden Rachen dieser zwei Jahre hinzuweisen; ich bestärkte ihre Hoffnung und sagte, da werde ihr Mann nun sicher bald zurückkehren. Und sie schöpfte, wie aus vielen Kleinigkeiten, sogar aus dieser lächerlichen Bemerkung Mut, strahlte auf und ging dankend nach Hause, um weiterzuwarten.

Es war einige Wochen später, als ich vom Fenster aus Annemarie mit Klaus wieder an ihrem alten Posten entdeckte. Diesmal stand sie aufrecht und freudeerfüllt da, wie mir schien; sie war sorgfältig angezogen, Klaus hielt einen Blumenstrauß umklammert und auch ein Schwesternchen entdeckte ich jetzt; es war etwas dunkelhaariger als der Bruder und hatte eine festliche Haarschleife auf dem zierlichen Köpfchen sitzen. Gott möge mir meine Neugier verzeihen – aber ich griff nach einer Tasche und schützte Einkäufe vor, um Annemarie

zu treffen. So erfuhr ich, daß sie hierherbestellt war, um eine Nachricht entgegenzunehmen, die ihren Mann betreffe; ich erschrak, aber Annemarie erklärte mir glückdurchtränkt, sie wisse schon, daß er selbst komme, er sei immer so zartfühlend gewesen und wolle sie nun nicht mit einer direkten Nachricht erschrecken; ja, daran erkenne sie eigentlich Christian erst richtig wieder, so pflegte er schwerwiegende Nachrichten mitzuteilen, so lieb und so vorsichtig! Sie blickte einmal auf ihre Karte und einmal auf die große Uhr. „Nur noch ein paar Minuten!“ jubelte sie und fiel beinahe mir, der Fremden, um den Hals vor lauter Freude. Mir schnürte eine unbestimmbare, aber große Angst schon die Kehle zu, ich verabschiedete mich feige und hastete bergab, als müsse ich vor einem Gewitter flüchten – ich wollte nicht wissen, was kam. Später erfuhr ich durch Bekannte, daß Christian tatsächlich zurückgekommen war, und bald danach traf ich Annemarie in der Stadt, völlig verändert, etwas voller und weicher in den Zügen und mit blühenden Farben. Ja, als sie durch das große Tor gegangen sei, sei bald darauf einer der Heimkehrer auf sie zugekommen; ganz zögernd habe er seine Schritte gesetzt, aber sie habe Christian gleich erkannt, obwohl er natürlich anders ausgesehen habe als vor sechs Jahren; sie sei auf ihn zugestürzt und habe an seiner Brust eine lange Zeit geweint, ohne ein Wort hervorbringen zu können. „Dann haben wir ihn heimgebracht, unseren Vater“, erzählte sie schluchzend, und mir kamen selbst die Tränen. Ihre unerschütterliche Hoffnung!

Wie es weiterging, weiß ich ebenfalls meist aus Gesprächen mit Annemarie und, später, auch mit Christian. Ich lernte die beiden schätzen und besuchte sie auch hie und da. Annemarie hatte ja ihre Wohnung beim letzten Bombenangriff noch verloren und sich in Christians Abwesenheit mit der Hilfe eines Onkels, aber auch unter großen persönlichen Opfern ein kleines Siedlungshäuschen in einem der umliegenden Dörfer bauen lassen. Ich fuhr gern dort hinaus; das Nestchen lag inmitten von Wiesen und Korn und war trotzdem nicht weit von Annemaries Arbeitsplatz, einer Schürzenfabrik, entfernt. Auch Christian, der Lehrer war, würde seine Stadtrandsschule unschwer erreichen können; aber vorerst war daran nicht zu denken, der Gesundheitszustand des Heimkehrers war nicht der Beste und Annemarie mußte viel Geduld haben. Von ihrem früheren Christian war wirklich nicht mehr viel zu entdecken; er war ein schweigsamer, ja manchmal finster in sich gekehrter, kranker Mann geworden, der

kaum Nahrung vertrug und mit geschwollenen Beinen mühsam umherhumpelte. Auch sein Gedächtnis hatte durch Strapazen und Qualen gelitten, an viele vor seiner Einberufung liegenden Geschehnisse erinnerte er sich überhaupt nicht mehr, saß meist apathisch in einem Sofawinkel und blickte vor sich nieder. Annemarie ging in der Sorge um Christian völlig auf. Lange schon hatte sie ein Sümmchen für die Heimkehr gespart, sie ließ mehrere Ärzte kommen, besorgte alle möglichen Heilmittel, kochte Diät und kleidete den Patienten neu ein. Ständig vergegenwärtigte sie sich seine Leidensjahre, erlebte in Gedanken selbst oft vielleicht noch furchtbarere Dinge selbst mit und hielt Christian alles zugute, was sie an ihm verändert fand, sein seltsames Benehmen, sein dumpfes Vor-sich-hinbrüten und seine bohrende Schweigsamkeit. Wenn er nur da war! Christian – daß sie ihn wiederhaben, daß sie ihn hegen, pflegen durfte, daß es ihm ein klein bißchen besser ging! Nichts, aber auch gar nichts war Annemarie zuviel in ihrer tiefen Dankbarkeit für das große Geschenk.

Und nach langen Wochen lebte Christian auch auf. Er hielt sich gerade, sah besser aus, als mit Lust und begann nun, sich in Annemaries Leben mit einer zarten und fast rührenden Empathie hineinzutasten. Wenn sie in der Fabrik war, säuberte er das Haus, putzte Boden und Fenster, bastelte allerhand praktische Kleinigkeiten zur Erleichterung für sie, legte den Garten ums Häuschen her hübsch und wohnlich an und befreundete sich mit den Kindern.

Klaus und Gerlinde liebten den zurückgekehrten Vater bald innig; besonders, wenn die Mutter weg war, dachte er sich die nettesten Spiele aus, lehrte sie das Basteln und sah nach den Schulaufgaben. Annemarie nahm jede seiner Hilfeleistungen mit leuchtender Freude entgegen. Sechs Jahre lang war sie ganz allein gewesen und hatte sich tapfer durchgeschlagen, aber sie war zu sehr Frau, um nicht zu wissen, daß dies Leben „mit den Ellbogen nach außen“, wie sie es nannte, im Grunde nicht ganz natürlich war. Eine kleine Geste, eine ritterliche Äußerung Christians konnte sie plötzlich zu Tränen rühren, und sie fühlte, daß sie diesen wiedererstandenen Freund und Kameraden auf eine zwar nicht mehr jugendlich überschwengliche, aber wortlose und tiefe Weise neu liebte.

Neu kam ihr nicht nur die eigene Liebe, sondern auch Christian selbst immer wieder vor. Sie fragte mich manchmal, wieso denn sechs Jahre Gefangenschaft so verändernd gewirkt haben könnten? Zum Beispiel sei Christian ein ausgesprochener Links-

händer gewesen; nun esse und schreibe er rechts, das habe man ihm beigebracht! Sein Haar sei dicht und schwarz gewesen, nun sei es schütter und viel heller; seine Augen dagegen hätten sich verdunkelt. Seine Zähne seien nicht nur teilweise ausgefallen, sondern sie zeigten auch eine ganz andere Stellung als zuvor. Könne Skorbut auch den Kiefer verändern? Und einmal sei sie heimgekommen, früher als sonst, und da habe Christian Klavier gespielt, auf dem Klavier, das sie kürzlich von ihrer Tante geerbt habe – Christian, der früher so unmusikalisch wie ein Stock gewesen sei! Man habe es ihm beigebracht – ob ich gewußt hätte, daß man in Gefangenengläsern Klavier spielen lerne?

Annemarie sagte diese Dinge zwar in scherhaftem Ton, aber ich fühlte doch, daß sie bekümmert war, und auch ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Als ich wieder einmal dort war, kam Christians früherer Schulleiter auf Besuch und wollte mit ihm über seine absehbare Rückkehr an die Schule sprechen; er antwortete dem freundlichen Manne fast gar nicht, sah starr in eine Ecke und wies eine Rückkehr in den Beruf weit von sich. Auch dies erschien mir seltsam. Es ging ihm doch jetzt gut – warum wollte er nicht?

Was dann geschah, hat mir Annemarie erst später erzählt. Sie lag einmal lange wach und dachte über dies alles nach; der Arm des Mannes lag über ihrer Brust, das Zimmer war mondhell, ein verschlafenes Rotkehlchen tuckte draußen, und Christians Atem ging fest und regelmäßig. Plötzlich fiel ihr die Narbe ein – ja, Christian mußte eine Narbe haben am rechten Unterarm, sie hatten jung verheiratet einen kleinen Hund besessen, der ihn bei Abrichtungsversuchen gebissen hatte; sie hatten oft gelacht über den wutentbrannten kleinen Köter und die halbkreisförmige Perlnarbe, die er verursacht hatte – wo war sie? Vorsichtig fuhr sie mit dem linken Zeigefinger an des Mannes Arm entlang. Wie oft hatte sie spielerisch die kleinen Erhebungen gestreichelt, nach ihnen getastet vor dem Einschlafen! Hier war aber alles glatt! War es der linke Arm gewesen? Nein, der rechte – Christian hatte immer links von ihr gelegen und sie hatte die rechte Hand und den rechten Arm zu sich geholt im Gefühl des halb ernsten und halb spielerischen Schutzsuchens der damals so jungen Frau. Wo war die Narbe? – „Was ist, Annemarie?“ fragte der Mann dann, plötzlich völlig wach. „Ich wollte sehen, was aus deiner Narbe geworden ist“, gab sie zurück. „Narbe?“ murmelte Christian, und es kroch plötzlich wie Angst aus allen dunkeln Ecken auf Anne-

marie zu. „Man hat mir dort Haut weggenommen für die Rückenverwundung! Schlaf doch! Was willst du?“ – Annemarie antwortete nicht, aber sie wußte, daß er log. Der Arm war ohne Narbe, völlig glatt an der bewußten Stelle – sie wollte noch einmal nach ihm tasten, aber er hatte die Hand unter die Decke gezogen.

In dieser Nacht hatte Annemarie einen Verdacht geschöpft, der sie fast um den Verstand brachte. Wie, um Gottes Barmherzigkeit, wäre es, wenn Christian, dieser Christian, gar nicht Christian wäre? Wenn sie einem Betrüger, einem Schurken ihr Haus geöffnet, ihn gepflegt und ihm Tisch und Bett eingeräumt hätte? Konnte dieser zartfühlende, anständige, ritterliche Mann ein Verbrecher sein, der sich unter falschem Namen, mit Christians gestohlenen Papieren, seiner Uhr und seiner Brieftasche, bei ihr eingeschlichen hatte? Und sie in ihrer grenzenlosen Gläubigkeit hatte an eine solche Möglichkeit mit keiner Herzensfaser gedacht!

Der Mann, der sie nun schon zu gut kannte, um nicht zu fühlen, was sie dachte, war besorgter denn je in dieser Zeit. Er erzählte ihr auch manchmal kleine Begebenisse aus ihrer ersten Ehezeit, die ihr die Ängste wieder für eine Zeitlang nahmen. „Weißt du noch, Liebling, wie das war, als Gerlinde geboren werden sollte? Als du Schlimme mir vier Monate lang kein Wort sagtest?“ fragte er einmal. Annemarie lächelte glücklich. „Du hattest ja kein Kind gewollt, damals, als Krieg war und du bald Soldat werden mußtest – so ist Gerlinde mein Kind geworden, ich habe sie allein geboren und erzogen.“ „Ich habe oft daran denken müssen, dort draußen. Du öffnestest mir einen Schrank und zeigst mir ein Paket, worin du alles für das Kind, Hemdchen, Jäckchen, Windeln schon angeschafft und bereitet hastest, ehe ich überhaupt wußte, daß es so weit war! Ach, wenn die Frauen es nicht wären, die sich trotz Feuer, Tod und Verderben mit ihrer geduldigen, aber doch so starken Liebe zum Leben bekennen würden – was würde aus den Menschen in solchen Zeiten?“

Dieses Gespräch gab Annemarie für eine ganze Reihe von Wochen ihre Sicherheit wieder. Nein, es konnte nicht sein, daß ihr Verdacht richtig war. Woher sollte der Mann solche Dinge wissen können? Sie hatte sich narren lassen, sie ließ sich ihre schöne Ruhe durch Torheiten rauben – wie war sie doch ungeschickt! So werkten sie still miteinander weiter. Christian bekam immer mehr Freude an der Gartenarbeit, und Annemarie nähte, wenn sie von der Arbeit kam, Röckchen und Kleidchen für die Kinder.

Sie machte sich eines Abends auch über Christians Heimkehrermantel her, er mußte zertrennt und gewaschen werden, und ein Mäntelchen für Klaus und vielleicht noch ein Paar Hosen sollten daraus entstehen. Es war so ein schöner, sanfter Abend; die Kinder waren beim Vater draußen, ab und zu hörte sie ihre Stimmen aufklingen, und sie saß am Fenster und blickte während der Arbeit in die Felder und Gärten hinaus. Kragen und Ärmel des ungefügten Kleidungsstücks lagen schon vor ihr auf dem Schoß; am Rückenteil war ein grober Flicken aufgesetzt, sie lächelte über die Männerhände, schnitt die Stiche durch und riß ihn ab. Da stand plötzlich ein Name auf dem grauen Tuch: Otto Wildemann. Otto Wildemann – Papiere auf diesen Namen besaß Christian, die eines toten Freundes, wie er sagte – hatte der Mantel jenem auch gehört?

Nun tat Annemarie etwas, worauf ein Mann nie kommen wird. Sie machte Licht, trug den Flicken zur Lampe und sah ihn genau an – und schattenschwarz krampfte sich die Erkenntnis um ihr Herz: Diesen Flicken hatte der Mann vor ein paar Wochen erst aufgesetzt, hier bei ihr – er stammte aus ihrem eigenen Nähkorb und auch der Faden war daraus entnommen.

Nun wußte Annemarie, was unabänderlich war. Der Mann, den sie voll ehrfürchtigster Innigkeit ans Herz genommen hatte, den die Kinder Vater nannten, der ihr Erzieher, Freund und Gärtner war, den sie liebte – es war nicht Christian. Als sie zu mir kam und es mir sagte, erschrak ich über ihre Veränderung. Sie war blaß und eingefallen und hatte einen bitteren, finsternen Zug um den Mund – ihr helles Wesen schien verdüstert und verdunkelt zu sein, sie hockte da und grübelte. Auch zu Hause war sie nicht anders. „Mama ist traurig“, sagte der Mann im Garten zu den Kindern, „seid lieb zu ihr!“ Er verdoppelte seine Sorge und Hilfsbereitschaft – aber er machte Annemaries Schmerz dadurch nicht besser. „Es wäre leichter, es ihm zu sagen, wenn er weniger gut wäre –“ sagte sie einmal. „Sie werden es auch einmal tun müssen“, erwiderte ich. „Ich ertrage es nicht mehr lang – ich lebe mit ihm, ich esse und schlafe mit ihm, ich wasche seine Wäsche und flicke seine Strümpfe – und ich weiß doch, daß er's nicht ist! Aber ich habe den Mut nicht, es zu sagen – denn ich will ja nicht, daß er geht, daß er wieder seine alten Sachen anzieht und so von mir geht – wie er kam –.“

Es war furchtbar. Annemarie verbarg ihr Gesicht in meiner roten Gardine und wankte, als sie das sagte, und ich wagte nicht, den Gedanken auszusprechen,

den ich beständig mit mir trug: Und wenn der richtige Christian heimkehrt??

Ich hatte versprochen, an einem der folgenden Sonntage zum Kaffee hinauszukommen. Annemarie hatte sich zusammengenommen und alles nett gerichtet – aber ein fröhlicher Plauderton wollte nicht aufkommen, sie war starr und verkrampt, blaß und krank. Es kam mir in den Sinn, daß die beiden ihre Rollen getauscht hatten; nun war der Mann derjenige, der sich in Sorge um sie fast verzehrte, so wie sie es zu Anfang ihres Beisammenseins getan hatte, und sie hockte zusammengesunken da und starre vor sich hin, und es narrete mich der Gedanke, daß sie wohl nun auch die unbeholfene Gangart haben müsse, in der er sich damals fortbewegt hatte. Als sie sich einmal erhob, sah ich ihr unwillkürlich nach, und ich schrie fast auf – es war kein Spuk, Annemarie ging schwerfällig, sie erwartete ein Kind.

Wie soll das alles nur weitergehen! dachte ich verzweifelt. Als die Frau wieder eintrat, geschah etwas Unerwartetes: Ihr Blick ging zufällig durchs Fenster, sie erstarrte, schrie auf, warf beide Arme in die Luft und sackte jäh zusammen. Und indem wir, der Mann und ich, zu ihr hinliefen, sahen wir auch durchs Fenster: Ein Heimkehrer im grauen Mantel hatte die Tür zum Vorgarten geöffnet und kam langsam, unbeholfenen Schrittes, aufs Haus zu.

*

Nun erzählte mir der Mann Otto Wildemann seine ganze Geschichte.

„Ich hätte es Annemarie längst sagen sollen, Gott weiß es – ich hatte sie ja in die Kaserne bestellt deswegen, ich wollte mich meines schweren Auftrags entledigen, noch ehe ich wieder in die Welt des Täglichen zurückkehrte. Aber sie ließ mir gar keine Zeit, sie fiel mir gleich um den Hals, sie küßte mich so viele Male und weinte so lange – und ich – verflucht sei meine Schwäche – ich dachte: morgen. Man gewöhnt sich das so an, wissen Sie, beim Kommiss und im Krieg – man muß viele Dinge auf Kommando tun, und dann freut man sich, wenn man auch einmal etwas verschieben kann. Mein französischer Freund hatte das so in der Gewohnheit, er winkte mit der Hand und sagte: demain – Und ich habe es ihm abgeguckt, und es ist mein Verhängnis geworden. Ich hätte wissen sollen, daß dieses demain oft eine endlose Zeit bedeutet, und daß in dieser Zeit Schicksale entschieden werden. Ich dachte am nächsten Tag auch wieder: morgen und so ging das weiter. Ich brachte es einfach nicht fertig, in diese

Augen hinein, in diese ersten schönen heimatlichen Frauenaugen hinein zu sagen: Er ist tot, auf den du wartest. Ich weiß, ich ähnele Christian – schließlich baute ich Tor darauf. Und auch, als sie es wußte, schwieg ich noch und flehte zum Himmel: Noch einen Tag, demain – – Sie müssen wissen, meine Heimat ist nicht mehr, und meine Frau und mein Kind sind umgekommen – sie waren mir alles. Ich wußte nicht, was anfangen – und hier hatte ich alles wieder, Häuschen, Kinder, Frau, das stille Glück der Häuslichkeit, Vogelgesang am Abend und so, und nicht nur das: ich liebte Annemarie.

Ja, Christian ist tot. Er starb bald, nachdem er jene Postkarte geschrieben hatte, am Typhus. Er war mein einziger Freund. Wir beide nur versuchten, uns manchmal ein Mörikegedicht zuzusprechen oder einen alten Kindervers, und nur wir beide schöpften Kraft daraus. Abends sprachen wir von unseren Frauen. Er kannte die meine wie ich die seine – nur

daß die meine tot war. Das machte uns damals nicht viel aus, denn wir sehnten selbst den Tod oft genug herbei; dann aber ging nur er hinüber und ich blieb dem Leben, und ich nahm Annemaries Bild aus seinen toten Händen und trug es mit mir heim –“ Der Mann erhob sich, um nach dem Heimkehrer zu sehen, der Annemarie so sehr erschreckt hatte; ich hatte ihm im Kinderzimmer ein Lager bereitet. „Er hat noch eine Mutter, der Glücksvogel“, meinte er, als er wieder hereinkam, „er muß morgen früh weiter. Ja, er war in unserem Lager, bei Christian und bei mir.“

Es war nur die fürchterliche Verwirrung auf den Behörden und der böse Mund der Leute, die Annemarie und Otto eigentlich zur Auswanderung trieben. Sie selbst waren sich klar. Otto hatte gehen wollen, nachdem er ihr alles erzählt und ihre Verzeihung erbeten hatte – aber Annemarie ließ ihn nicht gehen. Sie liebte ihn ja.

Federsee

Von Werner Walz

Sausendes Schilf
Aus Wasser und Erde
Vom Winde durchflüstert.

Reiher und Schwäne
Hoch aus den Lüften
Fallen sie seewärts
Sich weithin schwingend
Gestreckten Leibes
Erhobenen Hauptes
Im tönenden Lied
Der schimmernden Flügel.

Die Sonne brütet.
Gläsern knatternd
Flügeln Libellen
Das Moor verdampft
Die Halme wogen
Das Federgras neigt sich
Die Kolben zittern
Schilf wogt wie Welle
Schilf gleicht den Ähren
Land wird zu Wasser
Im sausenden Schilf.

Gefahr und Zuflucht
Träumender Mittag
Grenzland der Erde
Spiegelnde Wolken
Sterbender See.

Burg Niederalfingen

Wandlungen deutscher Romantik. Von Bruno Bushart

Läge Niederalfingen am vielbesungenen Rhein, so zählte es sicher zum „Romantischen Deutschland.“ Denn es besitzt alle für dieses Prädikat erforderlichen Eigenschaften, angefangen von der malerischen Ruinenhaftigkeit bis zur bewundernswürdigen Weitsicht über das Tal. Dann würde man in dem alten Torwarthäuschen nicht mehr Wäsche waschen, sondern Ansichts- und Eintrittskarten verkaufen, der Bergfried hieße Luginsland, auf der Wiese vor dem ehemaligen Pallas reichte man unter bunten Sonnenschirmen Wein und Limonade, und ein bemützter Kastellan zeigte die Rüstung vor, in der einst Ritter Ullrich von Ahelfingen auf Raubzug ausgezogen sein soll. Leuchtende Plakate müßten im In- und Ausland für das „Lebendige Mittelalter“ oder wie immer Niederalfingens Werte ausgemünzt würden, werben, bis die Großstädter und Amerikaner kämen, um hier die deutsche Romantik an der Quelle zu erleben.

Niederalfingen liegt aber am ruhmlosen Oberlauf des schwäbischen Kocher und besitzt weder Eisenbahn noch Fremdenverkehr oder Schloßcafé. Die Einwohner der benachbarten Landstädte sind selbst von genügend Romantik umgeben, als daß sie die Burg wegen solcher Reize aufsuchen müßten. So würde dieses romantische Kapital brachliegen, wäre es nicht schon seit geraumer Zeit den Händen besonders verständiger Verwalter anvertraut worden; denn die Zahl der Jungen, deren Vorstellung aller Jugendromantik sich mit Niederalfingen, mit „ihrer“ Burg, deckt, überschreitet schon lange die Tausende. Dieser Begriff erweckt die Erinnerung an eine Fahrt zu Fuß oder mit dem Rad, durch tiefe Tannenwälder, kühle Bachtäler und welliges Höhenland, bei der plötzlich hinter einer Talbiegung oder am Ende der Waldschlucht die Vieltürmige übernah vor den Augen erstand. Aus der obersten Luke des massigen Bergfriedes flatterte ein großes Banner, das im scharfen Winde gleich Jagdschüssen blitzte und knallte. Tagsüber galt es Tore und Brücken zu bewachen, in halbverschüttete Wendeltreppen und Turmverließe hinabzuklettern, den obligaten unterirdischen Gang zu suchen. Nachts zogen kettenklirrende Gespenster durch die verlassenen Keller und rußigen Essens. Die schönste Zeit jedoch kam mit der Abendkühle, wenn die Jungen singend und lauschend auf der hohen Burgmauer saßen. Dann waren ihre Lieder,

vom Walde, der schwarz steht und schweiget, oder von der blauen Blume, die nur der Wandervogel finden kann, gesungene Gegenwart.

Frage man nun, was jene Stunden von den unvergesslichsten Augenblicken in einem Zeltlager oder Jugendheim unterscheidet, so lautet die Antwort fast immer: „Auf der Burg war's viel romantischer!“ Das bedeutet nicht, daß sich diese größere Romantik in der bubenhaften Freude am Ritterspiel oder Gespenstergruseln erschöpfe. Offenbar sind es tiefere und ernstere Vorstellungen, die gerade die heutigen Jungen an ihre Burg binden; Vorstellungen, daß ein Gelöbnis unter der vom Scheiterhaufen angestrahlten Burg unverbrüchlicher sei, eine Feier im Burghof verpflichtender, ein Dichterwort angesichts dieser Mauern echter als anderswo. Als Zeuge, Mahnung und Vorbild stand das ernste Bauwerk hinter all ihrem Tun, als ob in ihm die Vergangenheit über die rechte Erfüllung der Gegenwart wache.

Jetzt wird sich aber der Historiker einschalten, der seit Anbeginn mit erhobenem Finger eine Atempause abgewartet hat. Er weiß nämlich genau, daß Niederalfingen keine Ritterburg, sondern das Jagdschloß des Augsburger Bankiers Marx Fugger war, daß die Burg erst in nachmittelalterlicher Zeit errichtet wurde, daß das Ahelfinger Rittergeschlecht überhaupt nicht mit dem bestehenden Bau zu verbinden sei, daß die Ruinenhaftigkeit, statt auf kriegerische Ereignisse, auf die Ausbeutung des Steinmaterials durch Staat und Einheimische im 19. Jahrhundert zurückgehe. Sein Ergebnis lautet: „Es scheint sich bei diesem Unternehmen jener Geldgrößen weniger um ein Befestigungswork, als um einen Luxus- oder Repräsentationsbau zu handeln, ähnlich, wie sich später König Ludwig II. von Bayern sein Sommerschloß Neuschwanstein in den Formen einer mittelalterlichen Ritterburg gestaltete, oder wie auch heute noch der Neuadel bestrebt ist, sich eine Umgebung zu schaffen, die eine alte Geschichte vortäuscht“ (O. Häcker, Auf den Spuren der Ahelfinger). Damit entfällt für ihn jede Berechtigung, von echter Romantik zu sprechen, eher von einer romantisierenden Geschmacksverirrung des neureichen 16. Jahrhunderts.

Die Ungerechtigkeit dieses Urteils beweist schon ein Blick auf die Bausubstanz der Burg. Die Ge-



samtanlage, wie auch große Teile des aufgehenden Mauerwerkes, besonders am Bergfried, sind bekanntlich bereits in romanischer Zeit entstanden, in der Zeit also, für die wir ohne Bedenken auch Ahelfinger Ritter als die Herren der Burg ansehen dürfen. Der Augsburger Maurermeister Veit Miser, der inschriftlich von 1575–1577 den Neubau der Burg leitete, hat sich in dieser Hinsicht nur den Gegebenheiten angepaßt, und das waren nun einmal die Gegebenheiten einer mittelalterlichen Wehrburg. Den Bauherrn Marx Fugger aber mit einem traditionssüchtigen Neureichen des 19. Jahrhunderts zu vergleichen, ist vollends unrichtig. Der Adel des 16. Jahrhunderts stellte ja keine abgeschlossene Kaste innerhalb des Gesamtvolkes dar, sondern bildete die stets sich erneuernde Führungsschicht des Reiches, an der sich das mächtige Bürgertum der Handelsstädte seit Jahrhunderten hervorragenden Anteil errungen hatte. Die Fugger zählten damals bereits zu den Reichsständen, besaßen als Grafen und später als Fürsten Sitz und Stimme im alten Reichstag und gehörten zu den führenden Persönlichkeiten auf politisch-wirtschaftlichem, wie kulturellem Gebiet. Als eine solche Standesherrschaft erwarben sie

1551 die Herrschaft Niederalplingen von dem letzten Ritter von Hirnheim und besaßen die Burg bis zum Jahre 1838.

Als standesherrliche Tat ist auch der Neubau des Schlosses Niederalplingen zu betrachten. Auf den alten Grundmauern wurde eine turmreiche, ausgedehnte Anlage mit äußerer Ringmauer, Zwinger und innerer Burg errichtet. Während das zinnenbewehrte Haupttor samt Zugbrücke in mittelalterlicher Form wiedererstand, durchbrach man das Untergeschoß des Hauptgebäudes mit einer großen Einfahrt und verwandelte es in wuchtig gewölbte Stallungen. Die innere, höher gelegene Burg umfaßt Pallas, ein verschwundenes Gäste- oder Dienerhaus, den ursprünglich noch höheren Bergfried samt der größtenteils abgetragenen Kapelle. Ein Wehrgang verband die Gebäude zur geschlossenen Viereckanlage, belebt durch fensterreiche Treppen und Erkertürme. Um die Burg herum zog sich ein bis ins 19. Jahrhundert bestehender Hirschgarten.

Ähnliche standesherrliche Jagdschlösser dieser Zeit sind noch mehrfach erhalten, so das 1564–1569 umgebaute Schloß Mespelbrunn im Spessart oder Schloß Grünau bei Neuburg a. D. aus den Jahren



1530–1555. Ihnen allen ist ein mittelalterliches, an Ritterburgen gemahnendes Aussehen zu eigen. Gräben, Wehrgänge und Türme schützen sie, hinter den dicken Mauern erheben sich steile Giebel, und ein enges Tor ermöglicht den einzigen Zugang. Auf Verteidigung gegen Feuerwaffen ist nirgends Rücksicht genommen. Es ist, als stünden diese Jagdsitze außerhalb der allgemeinen Entwicklung des Burgenbaues in nachmittelalterlicher Zeit. Vom 19. Jahrhundert aus gesehen müßte man eine solche altägyptische Baugesinnung als historisierend bezeichnen, wüßten wir nicht, daß dieser Vorwurf gerade für die Bauherren dieser Schlösser am wenigsten zutrifft. Denn sowohl die Echter von Mespelbrunn, als auch Pfalzgraf Ott-Heinrich von

Neuburg haben gleich den Fuggern bewiesen, daß sie nicht aus Unvermögen oder Unkenntnis an der alten Bauweise festhielten, zählen doch ihre Stadtreisenzen und Kirchenbauten geradezu zu den Pionierwerken der sogenannten Deutschen Renaissance (Heidelberger Schloß, Neuburger Schloß, Marienburg und Juliusspital zu Würzburg, Fuggerhaus und Fuggerkapelle zu Augsburg). Wir müssen deshalb andere Beweggründe für die Wahl des altägyptlichen Bautypus ihrer Jagdsitze annehmen.

Die Erklärung liegt nahe. Einmal war die vorherrschende Bauweise damals noch allgemein die spätmittelalterliche, wenngleich überlagert von dem neuen italienisierenden Dekorationsstil, den wir in



Niederalzingen vor allem als Giebel- und Portal-schmuck antreffen. Hier wie in Mespelbrunn kommt die Bindung an eine ältere Anlage hinzu. Außerdem war ein fester Bau in jenen unruhevollen Zeiten der Fürsten- und Religionskriege um so weniger zu verachten, als die Jagdsitze meist fern der Residenz inmitten einsamer Waldgebiete lagen. Endlich bestand auch eine innere Verbindung zur Tradition der Ritterburgen, da die Jagd von alters her als vornehmstes Herrenrecht galt. Ihre Ausübung erforderte im 16. Jahrhundert noch ähnlich ritterlichen Mut wie im Mittelalter, zumal die un-förmigen Schußwaffen dabei kaum Verwendung fanden. Gerade in der höfischen Wildjagd lebte das Rittertum in reiner Form weiter, und es leuch-

tet ein, daß damit auch die bauliche Gestalt der Jagdsitze der Tradition verhaftet blieb.

Niederalzingen bildet demnach keineswegs ein ver-einzeltes Beispiel peinlicher Geschmacksverirrung eines neureichen Geldadels, sondern läßt sich durchaus den allgemeinen künstlerischen Bestre-bungen seiner Zeit einordnen. Indessen wäre da-mit allein der Vorwurf unechter Romantik kaum widerlegt, müßten wir nicht in dem Bauwerk ge-radezu eine Schöpfung der Romantik selbst er-blicken. Also doch „romantisch“? Wohl, aber nicht im Sinne der historisierenden, traditionslosen Romantik der Wagnerzeit, sondern als Zeugnis der deutschen Romantik des 16. Jahrhunderts, so wie sie zuerst Wilhelm Pinder sah!

Schon eine Generation vor unseren Jagdschlössern hatte sich nämlich das Verhältnis zwischen Natur und Mensch in der deutschen Kunst völlig gewandelt. Damals malte der hochgeachtete Bürger und Ratsherr Albrecht Altdorfer in Regensburg das erste selbständige Landschaftsbild Europas. Schon Dürer hatte, allerdings nur in Handzeichnungen und Aquarellen, großartige Visionen der deutschen Landschaft gestaltet. Altdorfers Ölgemälde aber stellt erstmals eine waldumgebene, lokalisierbare Burg im Donautal dar, deren Bau mit Hilfe derselben Mittel die Bildfläche beherrscht, die in der älteren Malerei noch der Betonung der menschlichen Gestalt dienten. Gleichzeitig hat sich auch die Sehweise geändert. Man empfindet nun (auch bei den Altersgenossen Lukas Cranach und Hans Baldung Grien) in der Natur die lebendigen Kräfte, Bäume gleichen Waldgeistern, Felsen erhalten individuelle Züge, Bauwerke erzählen ihre Geschichte, Wolken, Sonne, Himmel und Mond werden zu bewegten Wesen. Man kann angesichts der neuen, lichten oder tiefglühenden Farbgebung bereits von malerischen Wirkungen sprechen, malerisch auch insofern, als durch den Ruinenzauber der Nachtlandschaften oder die Macht des Naturerlebnisses der Eindruck einer Stimmung entsteht, die am ehesten unserer Vorstellung von einer deutschen Märchenlandschaft entspricht.

Während aber die Malerei auf diesem Wege schon vor der Jahrhundertmitte zu erstarren beginnt, nehmen Musik und Architektur die neuen Gedanken freudig auf und bilden sie in ihre Sprache um. Ähnlich der malerischen Sehweise der bildenden Kunst tritt jetzt das Bauwerk deutlich in einen anderen Zusammenhang, in eine neue Secheinheit. Man ordnet verschiedenartige Bauten zu charakteristischen Gruppen, bevorzugt die räumliche Wirkung hinter- und übereinander gestaffelter Giebel, sucht überraschende Durchblicke und Ansichten. Das einzelne Bürgerhaus, wie die ganze Stadt, erhalten ein „Gesicht“, eine charakteristische, nicht auswechselbare Gestalt gleich lebendigen Wesen. So entsteht als Bestes dieser Architektur die Fixierung des romantischen Stadtbildes und die Schöpfung der deutschen Stadt als Kunstwerk. „Es entsteht“, wie Hamann schreibt, „das, was sich der Ausländer denkt, wenn er Nürnberg sagt und von Rothenburg schwärmt, eine Fülle, die im einzelnen aufzuzählen, kein Ende nehmen würde.“

Auch die Jagdschlösser des 16. Jahrhunderts unterscheiden sich durch solche Züge von den älteren Burgen. Während die mittelalterlichen Anlagen zu-

gunsten des Wehrhaften die vertraute Wärme des Wohnlichen unterdrücken, in unnahbarer Abgeschlossenheit und überpersönlicher Feierlichkeit sich von Mensch und Natur gleicherweise absetzen und in der Strenge ihrer Linien eine eigene Ordnung verkörpern, wachsen die Jagdschlösser geradezu organisch aus der sie umgebenden Natur heraus. Auch sie lieben die vom Zweck allein nicht erklärbare Vieltürmigkeit, die bewegte Silhouette, die Heimeligkeit von Außen- und Innenbau, die malerischen Durchblicke und die lebendige Verbindung mit der Umwelt. Von jetzt ab bis in den späten Barock, ja bis tief in das 19. Jahrhundert, gehört dieser Typus zu den ständigen Aufgaben höfischer wie bürgerlicher Baukunst. Als Ausdruck einer neuen Zeit und eines neuen Menschen, der sich aus dem Getriebe der Regierungssorgen, des Stadtlebens und des Alltags in die Unberührtheit der Natur zurückzieht, geht er letzten Endes auf jene im 16. Jahrhundert erstmals erkennbare Aufgeschlossenheit der Kunst für Zauber und Kräfte der heimischen Natur zurück, die auch die übrigen Meisterwerke dieser Epoche auszeichnen.

Dieses Deutschland des 16. Jahrhunderts, nicht aber das eigentliche Mittelalter war es, das 300 Jahre später von Wackenroder, Tieck oder Brentano als das „romantische“ wiederentdeckt wurde. Vergleicht man die Quellen, aus denen Forschung, Musik und Dichtung des frühen 19. Jahrhunderts gespeist werden, so findet man sie in derselben Hinwendung zur heimischen Landschaft, zur Märchen- und Sagenwelt der Vergangenheit, zum Zauber der unberührten Natur. Ja man kann sogar behaupten, daß das, was im 16. Jahrhundert gesungen, gemalt und gebaut wurde, im 19. Jahrhundert in den Werken der Dichter und Musiker wiederkehrt. Und insofern dürfen wir die Baukunst des 16. Jahrhunderts mit Recht eine romantische nennen, oder, wie Pinder sagt, „eine Romantik ohne romantisches Bewußtsein, aber dafür von weit stärkerer augensinnlicher Kraft, als die 300 Jahre spätere, die sich selber jenen Namen gab, noch besitzen konnte.“

In diesem tieferen Sinne möchten wir auch die Burg Niederalfingen der Romantik zuweisen. Ist es doch dieselbe Romantik, der sich die jetzigen Hüter des Bauwerkes verbunden fühlen. Möge ihm auch fürderhin das Schicksal erspart bleiben, aus ihren Händen der Geschäftstüchtigkeit der Fremdenverkehrspropaganda übereignet zu werden, auf daß es nicht eines Tages ebenfalls zum „Romantischen Deutschland“ zähle.

Vom Reiz des kleinen Hauses

Dargestellt an zwei Beispielen aus dem Albvorland von Werner Lipp

Die Liebe des Schwaben zum Kleinen ist groß. Doch nichts hast er mehr als das Kleinliche. Auch Kleines kann groß sein, denn wirklich groß ist, was groß gedacht, bedacht und gemacht.

Der Schwabe wertet nicht Umfang, sondern Güte, nicht Schein, sondern wahren Gehalt.

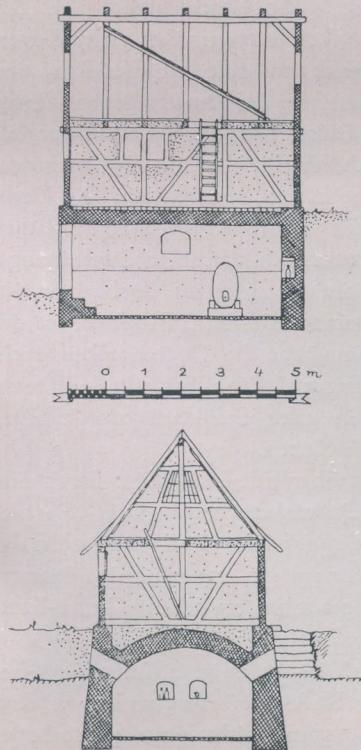
Dies alles spiegelt sich auch in seinen ursprünglichen Bauten wider, die wir deshalb in ihrer Art auch über diesen Menschen zu verstehen suchen müssen.

Der Unterländer gibt sich etwas anders als der Oberschwabe; und von beiden unterscheidet sich in seinem Wesen der Bewohner der Alb und des Albvorlandes.

Mit diesem eigenartigen Zweig des schwäbischen Stammes muß man erst warm werden. Wenn ihm der Nichtschwabe zum ersten Male gegenübersteht, dann ist er zunächst von seiner Zurückhaltung etwas benommen, wird oft leichtfertig voreingenommen. Seine Gestalt und sein Wesen sind kan-

tig wie die Steine seiner Felder, aus seinen Augen leuchten Tatkraft, fester Wille und Entschlossenheit, das Blut in seinen Adern ist schwer wie seine harte Arbeit, und seine Rede ist kurz, frei von Wendungen und Phrasen – aber treffend. Doch in den Stunden, in denen sich sein Herz einmal öffnet, da schaut man plötzlich durch diese rauhe Hülle hindurch, und wem er sein Vertrauen geschenkt hat, dem schließt er sich auf, dem offenbart er seinen ganzen inneren Reichtum, seine ganz natürliche Liebenswürdigkeit und seine große Güte; dem strahlen seine Augen von oft verhaltener, doch echter Menschlichkeit, und manchmal blitzt aus ihnen sogar der Schalk.

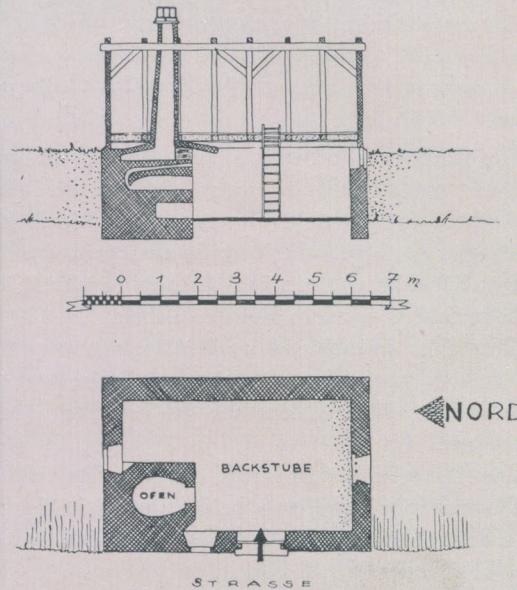
Seine besondere Liebe zum Kleinen aber findet ihren Niederschlag in zahlreichen kleinen Nutzbauden, über deren wahren Gehalt an handwerklichem und gestalterischem Können nachstehend zwei reizende Beispiele Aufschluß geben sollen. Als erstes Beispiel diene ein Kellerhaus in Betzgen-



Kellerhaus in Betzgenriet, erbaut 1775



Backhaus in Sehningen bei Boll, erbaut um 1780



riet. Es wurde 1775 gegenüber dem dazugehörigen Bauernhaus erbaut. Das Gebäude ist geschickt in den Hang gesetzt, so daß lediglich die Ostseite mit der Eingangstür zum Keller vollständig freiliegt, während die übrigen Seiten entsprechend dem Gelände im Erdreich liegen. Sämtliches Kellermauerwerk besteht aus örtlich gewonnenen, hammerrechten Brauneisensandsteinen. Die Längsmauern als Widerlager des segmentförmigen Gewölbes haben außen 30 cm Anlauf, damit sie den Gewölbeschub günstig aufnehmen und auf die Fundamente weiterleiten können, da der seitliche Erd-(Gegen-)Druck infolge der Hanglage nicht vollständig ausgenutzt werden kann. Die rottannene, gestrichene Kellereingangstür liegt sauber im Falz des steinmetzmäßig bearbeiteten Türgewändes, das im Sturz Baujahr und Anfangsbuchstaben des Bauherrn trägt. Der Kellerfußboden wird von 5 bis 6 cm starken Flainsplatten gebildet, das sind Schieferplatten aus den nahen Brüchen von Holzmaden. In der rückwärtigen Keller-Schildmauer befinden sich noch zwei Nischen zum Aufstellen von Flaschen, Krügen und Töpfen. Der ganze Kellerraum ist mit Kalkmörtel bestochen, gescheibt und mit Kalkmilch überschlämmt. Das Obergeschoß, das als Geräte- und Obstlagerraum dient, ist in Holzfachwerk aufgesetzt. Wie üblich, sind nur die Fußschwellen eichen, das übrige Holzwerk Fichte (Rot-

tanne). Die Wände sind nicht mit Steinen ausgeriegelt, sondern mit Weidengeflecht ausgefacht und mit Strohlehm ausgedrückt; dieselbe Konstruktion weist auch die Geschoßdecke auf. Zusammen mit dem Lehmstampf über dem Kellergewölbe ergibt sich so eine gleichmäßige und gleichartige Abdämmung des Raumes gegen Wärme und Kälte. Die Fensteröffnungen sind unverglast und werden durch Schiebeläden, die an den Innentüren waagrecht laufen, verschlossen. Die Dachkonstruktion stellt einen Kompromiß zwischen Pfetten- und Sparrendach dar, eine Erscheinungsform, die sehr oft, ja meist zu beobachten ist. Die im Bilde scheinbar sichtbare Fußpfette ist das überstehende Rähm, das die Deckenbalken, nicht die Sparren, aufnimmt! Die Dachhaut bildet ein einfaches Schindel- oder Splißdach aus handgestrichenen Bibernschwänzen.

Der Dachraum ist über eine lose Leiter durch eine unverschlossene Deckenluke zugänglich. Die Beleuchtung und Belüftung des Dachraumes erfolgt ebenfalls durch unverglaste, trapezförmige Fensteröffnungen, die geschickt zwischen Giebel-Firstpfosten und Giebelbug gelegt sind.

Das Kellergeschoß ist außen mit Kalkmörtel bestochen, mit der Kelle verrieben und samt dem Obergeschoß mit ganz leicht grau gebrochener Weißkalkmilch überstrichen. Dieses Überschlämmen

oder „Weißen“ erfolgt im Abstand von einigen Jahren immer wieder und gibt dem Gebäude stets ein frisches und lebhaftes Aussehen und läßt dabei die Atmung des Mauer- und Holzwerkes frei. Heute wird zumeist der Fehler gemacht, daß Natursteinmauerwerk und Holzfachwerk gedankenlos mit Zementputzen überzogen werden; der dichte Zementputz macht die Atmung unmöglich, das Natursteinmauerwerk blüht dem Innenraum zu aus, das Holzwerk erstickt – und das Werturteil: „Früher hat man doch gedankenlos gebaut!“ ist ein für alle mal gefällt.

Das zweite Beispiel zeigt ein Backhaus in Sehningen bei Boll. Bauzeit um 1780. Es liegt ebenfalls gegenüber dem Hauptgebäude in einer Böschung. Auch hier besteht das Umfassungsgemäuer aus örtlich gewonnenen Brauneisensandsteinen, die bei Tür- und Fensteröffnungen sowie an den Gebäudecken steinmetzmäßig bearbeitet sind.

Das Füllmauerwerk aus Bruchsteinen liegt um Putzstärke zurück, so daß Putz und putzbündige Quader gleichmäßig taubengrau gekalkt werden konnten.

Der Fußboden des Backraumes ist zweckmäßig aus Lehm gestampft. Die Dachkonstruktion und Dachdeckung entspricht ganz dem Kellerhaus. Die Giebel dreiecke weisen Bruchsteinausriegelung mit Kalkputz und weißer Kalkung auf. Das offene Holzwerk wird angeblich noch jetzt mit Ochsenblut behandelt, dem altbewährten und von alters her bewährten Konservierungsmittel. Bemerkenswert ist noch der nach oben zu konisch laufende Backofenschornstein mit gut ausgebildetem Kaminkopf



Gegenbeispiel aus der Gegenwart:
„Zirkuswagen ohne Räder“

und der rabeartig ausgebildete Rauchfang über den Backofenöffnungen.

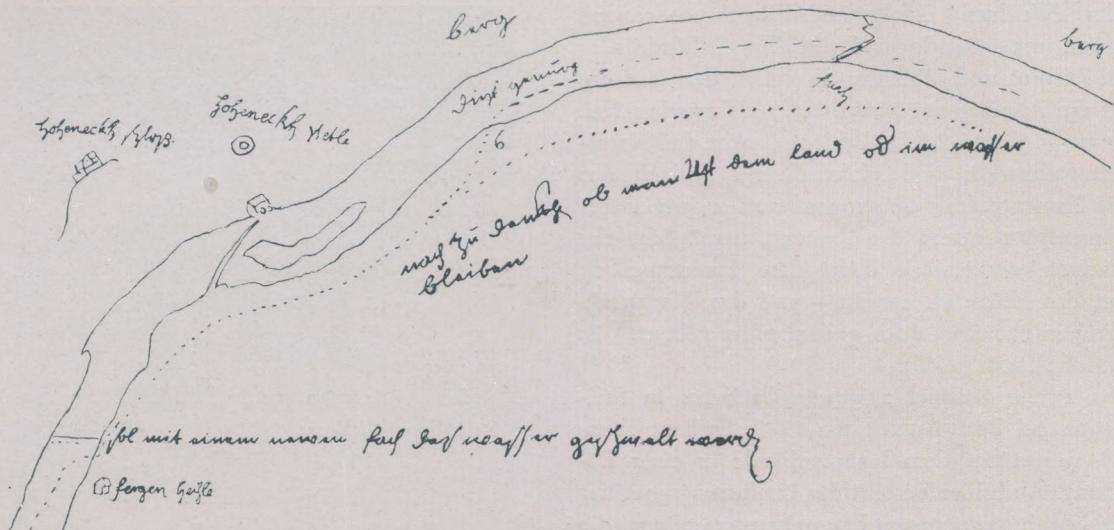
Schon nach näherer Betrachtung dieser beiden Beispiele findet man das Bemerkenswerte aller dieser ursprünglichen kleinen Bauwerke: Zweckbestimmung, Konstruktion und Form – unterstützt durch die natürliche Farbigkeit der örtlich gewonnenen Baustoffe – ergänzen sich sinnvoll und erwecken den Eindruck vollständiger Harmonie. Die Lehre, die wir aus diesen überkommenen Zeugen traditionellen Bauens zu ziehen haben, ist deshalb die, mit den gegenwärtigen Baustoffen und Bearbeitungsweisen gleichwertige Bauwerke zu errichten – im Material zu denken. Daß dies gar nicht so ganz selbstverständlich ist, zeigen nachstehende zwei Gegenbeispiele.

Man beachte das gedrungene Dach im Verhältnis zum hohen Unterbau, das plumpen Giebelgesims und die rücksichtslos über die Giebelseite geführten Dachrinnen-Abfallrohre. Alles in allem ein kleines Haus, das in der Gegenwart gebaut wurde, an dem wirklich nichts mehr schlechter hätte gemacht werden können.

Auch das zweite Gegenbeispiel spricht für sich; eher ein Zirkuswagen ohne Räder als ein Haus, verunglückter Versuch eines kleinen Lecorbusier. Gegenüberstellungen sind eindringlich. Die vorstehenden machen aber auch Außenstehenden deutlich, daß es für unsere Heimat nicht nur ausschlaggebend ist, daß gebaut wird, sondern auch wie gebaut wird; erst dann erleben wir ungetrübte Freude am Reiz des kleinen Hauses.



Gegenbeispiel aus der Gegenwart:
lieblos gebautes Häuslein ohne Proportionen



1. Ausschnitt aus dem Plan Heinrich Schickhardts von 1598. Original im Württ. Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Von der Schiffbarmachung des Neckars in Württemberg

Von Martin Eckoldt

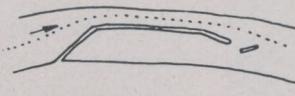
Die großen Vorteile, die die Flüsse als Wasserstraßen dem Handel und Verkehr boten, luden von jeher dazu ein, auch den Neckar zur Schifffahrt zu benützen. Im Herzogtum Württemberg war dieser sein Hauptfluß freilich von Natur für eine solche Verwendung wenig geeignet, da er vielerorts zu geringe Wassertiefen und auch Stromschnellen aufwies; dazu kamen künstliche Hindernisse in Gestalt von Mühl- und Fischwehren. Die Bemühungen, diesen Widerständen zum Trotz den Neckar schiffbar zu machen, sollen im folgenden näher betrachtet werden.

Machtlos waren die Herzöge einem Umstande gegenüber, der zwar nicht dem Zustande der Wasserstraße, aber dem Verkehr auf ihr höchst widerlich war: die Absperrung in Heilbronn. Diese freie Reichsstadt hatte am 27. August 1333 von König Ludwig dem Bayern das Recht erhalten, „den Neckar zu leiten und zu wenden wie sie wolle“; sie hat ihn vor ihre Mauern geleitet und aufgestaut, aber zur Umgehung des Wehrs und der Mühlen keine Durchlässe geschaffen. So ergab sich der Zustand, den 1797 Goethe auf seiner Reise über Heidelberg-Stuttgart in die Schweiz vorfand und so beschrieb: „Der Neckar ist oberhalb und unterhalb der Stadt zum Behufe verschiedener Mühlen durch Wehre gedämmt; die

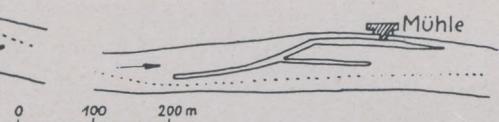
Schifffahrt von unten herauf geht also nur bis hierher, wo ausgeladen werden muß; man lädt oberhalb wieder ein und kann bis Cannstatt fahren. Diese Schiffe tragen bei hohem Wasser ungefähr 800 Zentner; auch wird hier viel ausgeladen und weiter ins Land hinein zur Achse transportiert.“ Im Mittelalter ist eine Schifffahrt auf der Strecke Cannstatt–Heilbronn mit sicher bescheidenen Fahrzeugen noch möglich gewesen¹, wohl, weil die Mühlen noch meist an den kleinen Zuflüssen des Neckars lagen und die älteren Neckarwehre als sogenannte Schöpfzeilen nur einen Teil der Flußbreite erfaßten (Bild 2 b). Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts soll dann diese Schifffahrt aufgehört haben. Einen neuen Anlauf nahm Herzog Christoph; er erwirkte am 1. Dezember 1553 von Kaiser Karl V. das Privileg, „den Neckarfluß heraufwärts, soweit er durch sein Fürstentum fließe und es sonst sein und geschehen möge, zu öffnen und schiffgängig zu machen, zu richten, zu bauen und einzufassen, daß darauf mit Schiffen und Flößen allerlei Waren, gemeinem Nutzen zugut, auf und ab geführt werden könnten“¹.

Nach dem damaligen Stande mußten hierbei die Mühlwehre durchgebrochen werden; dem widersetzte sich aber die freie Reichsstadt Heilbronn entschieden, da ihr Gedeihen vom Betrieb ihrer

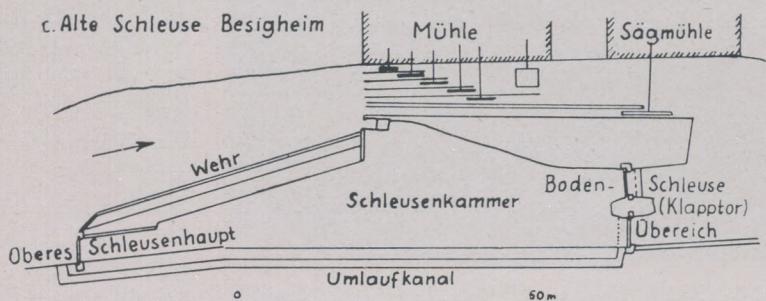
a. Zeile bei Hessigheim



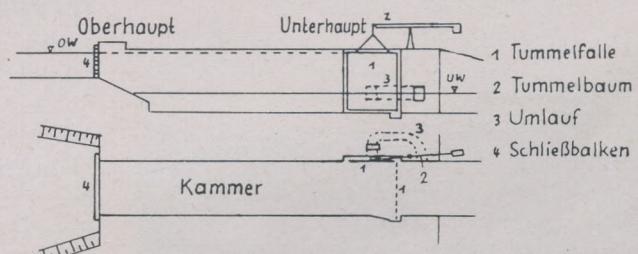
b. Schöpfzeile bei Aldingen



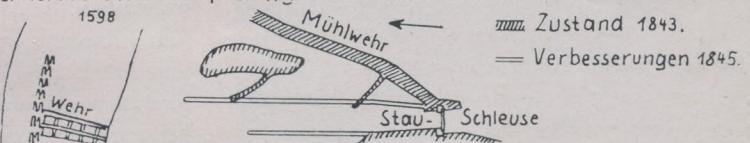
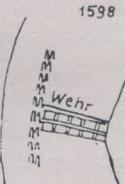
c. Alte Schleuse Besigheim



d. Kammerschleuse mit Tummelfalle und Schließbalken



e. Wehrdurchbruch



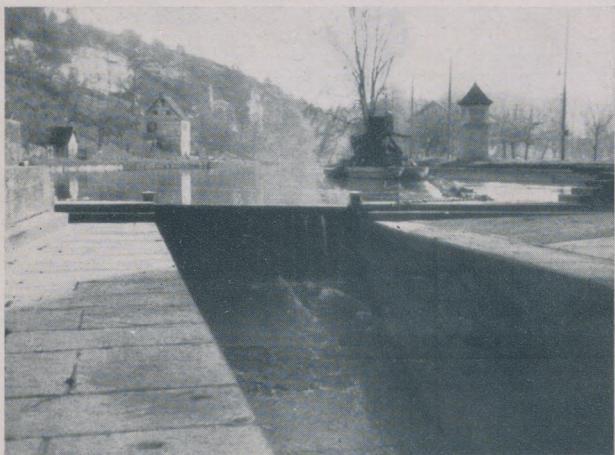
2. Wasserbauten am Neckar

Mühlen abhänge. Endlich, 1557, stimmte sie unter der Bedingung zu, daß die Mühlen kein Wasser verlören². Das zu erreichen und die Flußstrecke von Heilbronn an aufwärts schiffbar zu machen, bereitete erhebliche Sorgen. So wurden im Jahre 1598 Ingenieure aus den Niederlanden und aus Italien berufen, also aus den Ländern, die damals das größte Ansehen im Wasserbau genossen. Der Baumeister des Herzogs, Heinrich Schickhardt (1558–1634), mußte mit ihnen den Neckar von Cannstatt bis Heilbronn bereisen und ihre Ratschläge entgegennehmen. Er hat hierüber Niederschriften und Pläne angefertigt und Gutachten der Berater in Empfang genommen³, die ein anschauliches Bild von den damaligen technischen Möglichkeiten geben. Matheis de Castro, ein „alter

Holländer“, schlägt vor, bei Heilbronn zur Umgehung der Dreizehn-Räder-Mühle und an einigen anderen Stellen Schleusen zu bauen, zusammen mindestens vier oder fünf; im übrigen will er „romen“ (das Flußbett ausräumen), Nebenarme abschließen und durch mehrere Mühlwehre durchbrechen. Heinrich Wesel, ebenfalls ein Holländer, hat ähnliche Gedanken, will aber diese Wehrdurchbrüche mit einer Art von Schiffsgasse ergänzen, die aus Krippen (mit Steinen verfüllten doppelten Pfahlreihen) gebildet werden sollen (Bild 2 e). All diese Mittel hält – wohl mit Recht – Humphrey Bradley von Bergen ob Zoom, der sich sonst⁴ vor allem durch Trockenlegung von Mooren in Frankreich einen Namen gemacht hat, für unzureichend; er will auf etwa zwei Drittel der



3. Schleuse Marbach, Unterhaupt. Tummelfalle, Tummelbaum.
Ausbündung des Umlaufkanals. Aufnahme 1938



4. Schleuse Marbach, Oberhaupt. Aufnahme 1938



5. Schleuse Hessigheim nach der Trockenlegung 1949
Blick von der Sohle zum Unterhaupt mit der Tummelfalle

Länge Seitenkanäle bauen, muß damit aber, da bald das rechte, bald das linke Ufer steil ist, häufig die Uferseite wechseln. Am unteren Ende jedes Kanalstückes will er eine Kammerschleuse anlegen, zusammen, wie er schreibt, 24 Paar oder 48 Stück, wobei er also die Schleusenhäupter noch einzeln zählt. Bei 73 Kilometer Flusslänge wäre alle drei Kilometer eine Schleuse gekommen. An einer Stelle soll der Fluss durch ein neues „Fach“ (Wehr) aufgestaut werden; er will also schon das Prinzip der Kanalisierung anwenden. Sonst wird der Fluss nur dort benutzt, wo er tief genug ist. Die Seitenkanäle sollten 20 Fuß (rund 5,70 m) breit werden. Die von Schickhardt zu diesem Plan gezeichnete große Karte 1 : 10 000 (sie ist rund 3,80 m lang) ist ein Glanzstück der Schickhardttausstellung des Staatsarchivs. Einen Ausschnitt aus ihr zeigt Bild 1. Die Kammerwände der Schleusen sollten aus Eichenstielen mit Bretterverschlag bestehen. Die Durchfahrtsweite an den Häuptern war mit 10 Fuß (2,86 m) angenommen. Das Oberhaupt sollte mit zwei „thüren“, also wohl einem Stemmtorpaar, das Unterhaupt mit nur einer „Türe“ verschlossen werden. Die Sohle sollte unbefestigt bleiben⁵.

Es ist verständlich, daß dieser Plan viel Geld – nach dem Überschlag Bradleys zwei Tonnen Gold – gekostet hätte. Der Gedanke, den Neckar schiffbar zu machen, ist dann hinter andere Pläne, u. a. den der Erbauung von Freudenstadt, zurückgetreten und hat lange Zeit geruht.

Ihn zu verwirklichen gelang erst 100 Jahre später Herzog Eberhard Ludwig; wobei er auch die Enz mit einbezog. Offenbar gehörte die rücksichtslose Tatkraft des absolutistischen Fürsten dazu, den Plan durchzuführen und dem Lande Württemberg das zu geben, was glücklicher gelegene Länder von Natur besitzen. Die Arbeiten wurden den Gemeinden als Fron auferlegt; ob die vielen beweglichen Klagen hierüber und die Bitten, wenigstens einige Beköstigung zu bewilligen⁶, Erfolg hatten, ist zweifelhaft. 1712 wurde die Arbeit begonnen, und schon im Jahre darauf konnten die Wasserstraßen von Heilbronn bis Cannstatt und Vaihingen (Enz) eröffnet werden. Zur Überwindung der Mühlwehre wurden Schiffsgassen eingebaut⁷, die gleichzeitig von den Flößen benutzt wurden. Sie bestanden zunächst einfach aus rund fünf Meter breiten Lücken am oberen Ende der schräg zur Fließrichtung verlaufenden festen Wehre. Um die Absturzhöhe des Wehres über eine größere Länge zu verteilen, wurden an diese Lücken vielfach Leitwerke angeschlossen (Bild 2 f). Meist ging der An-

trieb hierzu von den Müllern aus, die mit solchen „Hacken“ (Haken) erreichen wollten, daß sich „weniger Wasser in die Schiffs- und Flosgasse hineinziehe“. Viele Schiffsgassen wurden auch so eingerichtet, daß sie mit Fallen oder Schließbalken verschlossen werden konnten; unterhalb der Enzmündung wurden derartige Wünsche der Müller stets abgelehnt, wohl weil sie den dort stärkeren Verkehr behindert hätten und infolge der größeren Wasserführung der Wasserverlust weniger empfindlich war als oberhalb der Enz. Zur Durchfahrt wurde der Verschluß beseitigt, was den Müllern oblag; dann floß Wasser in dem Kanal hinab und füllte ihn. Bergwärts mußte der gewöhnliche Pferdezug auf fünf bis sechs Tiere verstärkt werden; die Talfahrt war gefährlich, weil sie sehr rasch vor sich ging. Die 1719 erlassene Schiffer- und Fischerordnung⁹ schreibt über die Durchfahrt folgendes vor: „und nach deme

Zwölf tens. Bei denen Schiff- und Flos-Gassen die Müllere bestellt, Selbige auf- und zuzustellen, So sollen die Schiffere, doch nur allein von einem heraufgehenden Schiff (weil das Hinabgehende dazu geschlagen worden) ihnen zu einer Belohnung und zwar auf dem Neccar, von jedem hin und her zusammen Sieben und Ein halben Kreutzer, ausser dem Müller zu Mühlhausen, welcher wegen des Canals die Stellfallen ehender aufzuziehen, und länger offen zu lassen, dahero auch, Sowohl von denen Neccar herauf- als hinabgehenden Schiffen mehreren Lohn, und zwar von jedem hin und here zusammen fünfzehn Kreutzer, Auf der Entz hingegen, wo alles viel leichter hergehet, von jedem hin und her Sechs Kreutzer, und zwar auch nur von heraufgehenden Schiffen, zu geben Schuldig Seyn. Welches alles jedoch allein dahin zu verstehen, wann die Schiffer der Müller Hülff nöthig haben, und Selbige würklich genießen würden, da aber solches nicht geschehen sollte, haben Sie auch nichts zu bezahlen, doch jedesmal die Flos-Gassen und das Zug-Häuslein, wieder ordentlich zuzumachen, und die Schlüssel dem Müller zu liefern.“ An Stelle der hier erwähnten hochziehbaren Fallen (Schützen) werden bald der Durchfahrthöhe wegen die zuerst 1743 genannten¹⁰ Tummelfallen eingeführt, die am Tummelbaum angehängt, bequem zur Seite gedreht werden konnten (Bild 2 d, 3, 5). Daneben wurden einfache Schließbalkenverschlüsse verwendet (Bild 2 d, 4), bei denen die mit Ketten angehängten Balken einzeln herausgezogen und wieder eingesetzt wurden. Eine richtige Kammerschleuse (mit zwei Verschlüssen,

die die Kammer abschließen und von denen immer mindestens einer verschlossen ist) hat es, offenbar aus örtlichen Gründen, in Besigheim gegeben (Bild 2 c). Seltsamerweise hatte diese Schleuse sogar zwei Unterhäupter nebeneinander; auch diese bestanden aus Schließbalken, und es muß ein mühseliges Geschäft gewesen sein, bei einer Talschleusung die volle Kammer durch Ausheben der vielen übereinanderliegenden Balken zu leeren. Die Schleusenkammer war rund 100 Meter lang und konnte also auch Flöße aufnehmen. Zu solch geräumigen Anlagen fehlte meist der Platz.

Mehrere Mühlen, wie die zu Aldingen, begnügten sich weiterhin mit Schöpfzeilen (Bild 2 b), so daß dort die Schiffahrt frei durchging, aber wohl oft an geringer Wassertiefe litt. Der außerhalb der Wehrstau stellenweise sehr geringen Wassertiefe suchte man mit Krippen beizukommen. Über ihre Unterhaltung besagt die schon angeführte Schiffer- und Fischerordnung:

„Sechstens sollen die Schiffer Schuldig Seyn, nach verflossenen Zwey Jahren dasjenige, was an denen, zu Bannung des Wassers, gemachten Krippen, Sand-Bänk, Steinlesen und dergleichen durch Wasser-Güss oder Esgänge, zu Schaden kommt, auf ihren Kosten, doch dass ihnen, aus Unsern nächstgelegenen Herrschaftlichen Waldungen darzu das Holz auf dem Stammen ohn Entgelt abgefolt werden, wieder erbauen zu lassen. Nicht weniger Siebendens Nach Zeit Zwey Jahren, wann etwa von denen Felsichten Bergen oder sonstigen großen Stein in die Flüsse fallen würden, Solche nicht allein wegzuraumen, Sondern auch Selbige, andern zur Warnung, als gleich mit einer Stangen zu zeichnen. Ingleichen

Achtens Die Kiss-Bänke, So Sich hier und dar anlegen möchten, So weit Unser Territorium gehet, doch dass Sie, wann Solche auf einem Reichs-Städtischen oder Adelichen Bezirk befindlich, der Enden Solches vorher anzeigen, nach obiger Zeit der zwey Jahren aus dem Weg Schaffen.“

Zum Umschlag in Cannstatt wurde 1743 ein Kran erbaut. Die Schiffahrt ging dort bis in den Unterkanal der Stadtmühle, der als Hafen verwendet wurde (Bild 6).

Die geringe Fahrwassertiefe, die Schwierigkeiten bei den Wehren und der Umladungzwang in Heilbronn hemmten die Entwicklung der Schiffahrt. Wenigstens das letzte Hemmnis konnte beseitigt werden, als 1803 Heilbronn an Württemberg gefallen war. König Wilhelm (1816–1864) ließ durch Oberwasserbaudirektor Duttenhofer (1758–1836)¹¹



Hafen bei Cannstatt

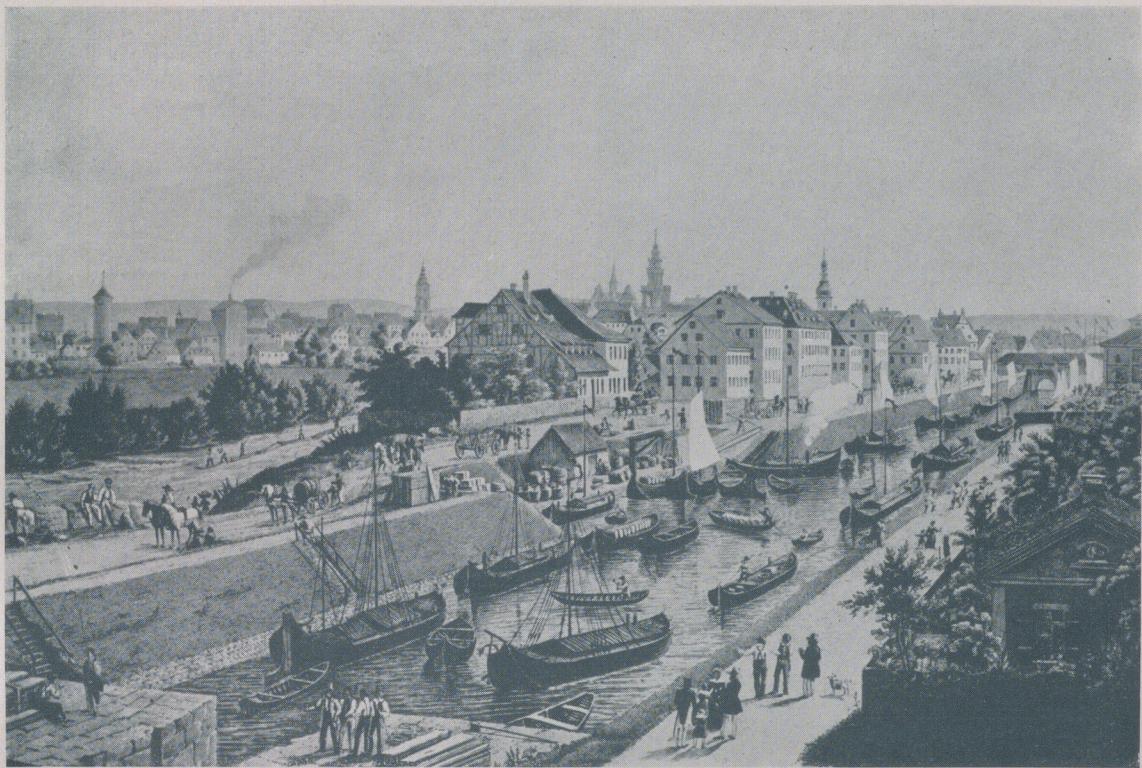
6. Hafen Cannstatt. Blick flußabwärts. Stich Fr. Keller, um 1862. Privatbesitz Stuttgart-Bad Cannstatt

ein Projekt für die Schifffahrtsverbindung aufzustellen und genehmigte es 1818, nachdem sich auch Oberst von Tulla, der Leiter des badischen Straßen- und Wasserbauwesens, dafür ausgesprochen hatte. Für eine Kammerschleuse an den Wehren bot die Örtlichkeit keinen Raum; so mußte man seitwärts einen besonderen 550 Meter langen Kanal anlegen, der bei der Eröffnung am 17. Juli 1821 den Namen Wilhelmskanal erhielt (Bild 7). Wegen des Wehrstaus mußte eine Kammerschleuse eingebaut werden; sie wurde am unteren Kanalende angelegt, am oberen dagegen ein Fluttor, um Hochwasser vom Kanal abzuhalten. Die Kammerschleuse, 36 Meter lang und 4,58 Meter breit, wurde mit Stemmtoren, den ersten in Württemberg, ausgerüstet und „genau nach den Vorschriften des königlich-preußischen Geheimen Oberbaurats Eitelwein zusammengesetzt“¹² (Bild 8, 9). Eine Verbreiterung („Schiffsbehälter“) mit Lauer (Ufermauer) und Kran diente dem Güterumschlag.

Da jetzt die größeren Schiffe des unteren Neckars den Zugang zum oberen Neckar hatten, sah man sich genötigt, ihn entsprechend auszubauen. Vor allem wurden jetzt an allen Wehren, bei denen die Stauhöhe mehr als 1,50 Meter betrug und die Benutzung der Schiffsgassen daher beschwerlich war, Kammerschleusen angelegt. Sie erhielten Schließbalken am Oberhaupt und Tummelfallen am Unterhaupt (Bild 2 b, Marbach Bild 3–4, Kleiningersheim 1824–1825). Stemmtore ließen sich nicht anwenden, weil zur Durchfahrt der Flöße beide Tore ge-

öffnet werden mußten und Stemmtore sich gegen Wasserdruck nicht öffnen lassen. Zum Ablassen des Wassers diente ein Umlaufkanal in der Schleusenmauer mit „Stellfalle“. Zum Füllen wurden die obersten Schließbalken abgehoben. Es war nicht leicht, sie zwecks Leerung der Kammer wieder einzusetzen; man öffnete den Umlauf am Unterhaupt ein wenig, damit die entstehende Strömung die im Wasser schwimmenden Balken an den Anschlag drückte.

Für die Untertore brachte einen ganz neuen Vorschlag August Duttenhofer, ein Sohn des Genannten, von einer 1826 ausgeführten Studienreise nach Amerika mit¹³. Er hatte dort die selbsttätigen Stauschleusen am Lehigh-Fluß gesehen, die sich um eine waagrechte Achse auf den Boden der Schleuse niederlegen und mittels Wasserdruck, der aus dem Oberwasser in einen Wasserkasten geleitet werden kann, heben ließen. Das ging schnell und sparte Arbeitskräfte. August Duttenhofer erreichte, daß er im Jahre 1829 ein Schleusentor dieser Art zur Probe in eines der beiden Unterhäupter der Schleuse Besigheim einbauen durfte. Es war das erste Klapptor in Deutschland. In der Tat ging das Ablassen der Kammer und das Füllen sehr rasch vonstatten. Der König fand die Wirkung der „Bodenschleuse“ überraschend und großartig und gab seine Zufriedenheit zu erkennen¹⁴. Im November 1829 wurde bekanntgegeben, daß diese „amerikanische Klappen- oder Bodenschleuse“ nur durch den hierzu bestellten Sägemüller Hehl bedient wer-



7. Wilhelmskanal in Heilbronn, vom Oberhaupt der Kammerschleuse. Kolorierte Lithographie, gezeichnet von Keller. Zwischen 1841 und 1844

den dürfe; wer die hierfür zu entrichtenden sechs Kreuzer sparen wolle, könne sich wie bisher der Schließbalken bedienen.

Im Jahr 1829 wurde auch beschlossen, die „erbärmliche, äußerst beschwerliche“ alte Stauschleuse (Schiffsgasse) neben der Mühle zu Hessigheim, die bei Durchgang der Schiffe jedesmal halbe, auch ganze Tage stillstehen mußte, umzubauen. Zunächst war auch hier im Unterhaupt ein Klapptor vorgesehen; man kam aber davon ab, da in Besigheim beobachtet worden war, daß beim Heben des Tors in der Schleusenkammer heftige Wasserschwalde entstanden, die dort bei der Größe des Wasserbeckens unschädlich sind, aber bei normalen Abmessungen höchst gefährlich sein mußten¹⁴. So bekam die 1829–1830 entstandene Schleuse Hessigheim wieder Schließbalken und eine Tummelfalle (Bild 5).

Das Klapptor in Besigheim machte viele Reparaturen nötig, da es eigentlich nur zur Probe sehr leicht und behelfsmäßig aus Tannenholz gebaut war. Infolge vieler Undichtigkeiten genügte der Wasserdruck nicht mehr, die Klappe zu bewegen;

schließlich mußten sechs Mann helfen, sie zu heben. So wurde 1844–1847 eine neue Schleuse an anderer Stelle in einem die lange Neckarschleife abkürzenden Kanal angelegt. Die interessante Bauweise des Klapptors ist verlassen worden¹⁵; am Neckar ist sie erst in neuester Zeit in der nahegelegenen Schleuse Horkheim, die 1949 in Betrieb genommen wurde, in moderner Form wiedererstanden, dort allerdings am Oberhaupt. Das Beispiel Besigheim zeigt aber, wie schon in der Goethezeit Amerika gelegentlich als technisches Vorbild wirkte. Bei der neuen Schleuse Besigheim (Bild 10), die nun auch wieder dem Abbruch verfallen ist, verwendete man ebenso wie bei anderen Schleusen (Klein-Ingersheim 1838–1839, beseitigt 1952, Kirchheim 1850, beseitigt 1943), um die geschilderten Nachteile der Schließbalken und Tummelfallen zu vermeiden, endlich die allgemein bewährten Stemmtore, mußte nun aber die Flößerei durch eigene Floßgassen leiten. Diese neueren Kammerschleusen waren etwa 39 Meter lang und 4,60 Meter breit. Die Schleuse Besigheim besaß eine besonders große Fallhöhe (2,90 m); sie erhielt als



8. Schleusenanlage des Wilhelmskanals in Heilbronn.
Vorn die Schleuse von 1821, hinten die von 1884.
Aufnahme 1952

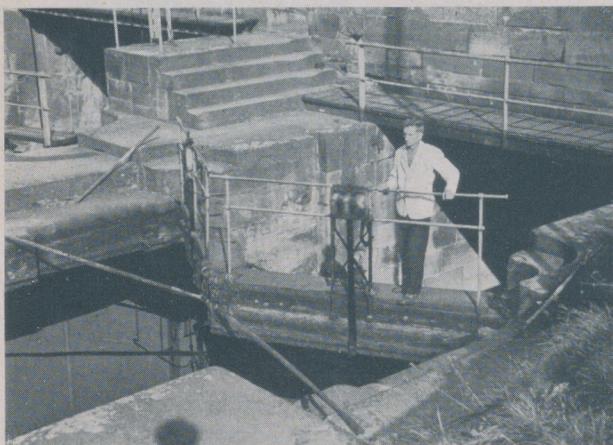
einige eine gegenüber den Toren verbreiterte Kammer, so daß ein ganzer Schleppzug (Schiffsequipage), bestehend aus einem Schiff und zwei Anhängen, auf einmal durchgeschleust werden konnte. Man hat sich hierzu offenbar deshalb entschlossen, weil die Schleusung wegen der großen Fallhöhe länger dauerte als an den anderen Schleusen und man die Schleppzüge nicht allzulang aufhalten wollte. In dem Besigheimer Kanal ist 1905 ein Kraftwerk gebaut worden, das den Stau des Besigheimer Wehrs besser ausnützt als die alten bei der Stadt liegenden Mühlen. Auch diese Schleuse ist mit dem 1952 begonnenen Bau der neuen Staustufe Besigheim dem Abbruch verfallen.

An vielen Mühlwehren bestanden nach wie vor nur Schiffsgassen. Über die bei Mundelsheim (Bild 2 e) z. B. wird 1853 berichtet¹⁶, sie habe „zwar bedeutendes Gefälle, das die Zugtiere bei der Durchfahrt zu Berg sehr anstrengt, aber nicht so stark ist, daß eine Schleuseneinrichtung nötig wäre“.

In Lauffen, wo Duttenhofer 1831 (vergeblich) den Bau einer Schleuse vorgeschlagen hatte, war die Schiffsgasse, die bis zum Bau des neuen Wehres (1938–1942) am linken Ufer bestand, 400 Meter lang (Bild 11). Bevor dort 1845–1847 das linke Ufer durchgehend als Leinpfand ausgebaut wurde, wechselte er unterhalb der Brücke auf das rechte Ufer über, d. h. die Pferde mußten bei der Regiswindiskirche den Fluß durchschreiten. Ähnliche Verhältnisse herrschten auch anderswo. An manchen Stellen konnten die Pferde mit Fähren übergesetzt werden. Es war daher das Bestreben der Wasserbauverwaltung, an einem Ufer durchgehende Leinpfade zu schaffen.

1842 hatten sich Baden, Hessen und Württemberg gegenseitig verpflichtet, den Neckar auf ihrem Gebiete so gut als möglich zur Schifffahrt auszubauen¹⁷. Daraufhin wurden zahlreiche Zeilen angelegt; das waren niedrige, nur knapp über den mittleren Wasserstand hinausragende Steindämme, die das Wasser an Stellen geringer Wassertiefe, also besonders über Stromschnellen, zusammendrängen und somit tiefer machen sollten. Man ging hierbei so weit, daß der Fluß auf ein Viertel der ursprünglichen Breite, also auf 15 bis 20 Meter eingeengt wurde (Bild 2 a, 12). Begreiflicherweise wurden diese Zeilen an ihrer Wurzel leicht vom Hochwasser durchgebrochen.

Die Neckarschifffahrt oberhalb von Heilbronn hatte ihre Glanzzeit um 1830–1850. Dann begann unter dem Wettbewerb der Eisenbahn – 1848 fuhr der



9. Unterhaupt der alten Schleuse im Wilhelmskanal in Heilbronn. Aufnahme 1952



10. Schleuse Besigheim. Blick vom Unterhaupt zum Oberhaupt.
Aufnahme 1950

erste Zug von Stuttgart nach Heilbronn – ein unaufhaltsamer Abstieg. 1870 war die Schiffahrt Heilbronn–Cannstatt praktisch erloschen. Von Heilbronn abwärts hielt sie sich dank günstiger Voraussetzungen, zumal nach Einführung der Ketten-schiffahrt (1877). Die Wasserstraße wurde dort mit Durchstichen und Leitwerken immer mehr verbessert, so daß auch größere Schiffe (365 t) verkehren konnten. Um ihnen den Zugang zum Wilhelmskanal in Heilbronn zu eröffnen, wurde 1882 bis 1884 neben der alten Schleuse eine größere erbaut, welche 48 Meter lang und 7 Meter breit angelegt wurde (Bild 8). Ein besonderer Winterhafen mit einem Hochwassertor entstand unterhalb des Wilhelmskanals 1854–1855; später wurde er erweitert sowie für den Eisenbahnumschlag eingerichtet.

Daß der Neckar von Cannstatt ab schiffbar sei, wurde trotz alledem festgehalten; so mußte die Stadt Stuttgart, als sie 1907–1909 das erste Wasserkraftwerk bei Poppenweiler anlegte, eine Schleuse von 40 Meter Länge und 4,60 Meter Breite, also in der Größe der alten Schleusen, errichten. Auch fehlte es nicht an Bestrebungen, die Schiffahrt auf dem mittleren Neckar wieder zu beleben. Im Jahr 1889 untersuchte die württembergische Ministerialabteilung für Straßen- und Wasserbau zusammen mit der Handels- und Gewerbekammer Stuttgart, ob und wie dies möglich sei. Eine Kanalisierung, wie sie damals schon mehrfach ausgeführt worden war (Saar 1862–1866, unterer Main 1883–1886), lehnte das Gutachten damit ab, daß sie die Ketten-schiffahrt unmöglich mache und auch auf den unteren Neckar ausgedehnt werden müßte, um ihren Zweck zu erfüllen. Auf dem größten Teil der Länge genüge es, den Fluß durch Parallelwerke einzusengen; über zwölf Stromschnellen sollten bewegliche Wehre Wasser ansammeln und bei der Durchfahrt der Schleppzüge abfließen lassen. Es ist einzusehen, daß ein reibungsloser Verkehr auf diese Weise nicht zu erreichen gewesen wäre. Die erstrebte Wassertiefe von 0,75 Meter würde heute selbst bescheidensten Ansprüchen nicht genügen. Ausgeführt wurden diese Pläne nicht, da die Kosten hoch waren und der Erfolg ungewiß schien.

Bekanntlich sind die Bestrebungen, den Neckar schiffbar zu machen, nicht mehr zur Ruhe gekommen¹⁸; sie erweiterten sich bald dahin, die Wasserstraße zur Donau weiterzuführen. So bildete sich das 1897 von Geheimrat Dr. v. Jobst gegründete Komitee für die Hebung der Neckar-schiffahrt 1903 in das Neckar-Donau-Kanalkomitee

um, 1904 beschlossen die Regierungen von Württemberg, Baden und Hessen, einen Entwurf für die Kanalisierung des Neckars von Mannheim bis Heilbronn aufzustellen. Württemberg bearbeitete die Fortsetzung bis in die Stuttgarter Gegend. Das Reichsgesetz vom 24. Dezember 1911 über den Ausbau der deutschen Wasserstraßen bezeichnete die Kanalisierung des Neckars von Mannheim bis Heilbronn als eine der ersten Aufgaben des Rheinstromverbands und sah die Weiterführung bis Eßlingen vor. Der erste Weltkrieg verzögerte den Baubeginn, zeigte aber auch erneut, wie notwendig der Ausbau des Neckars zur Großschiffahrtsstraße war. So wurde endlich im Notetat für 1920, der am 27. April 1920 von der deutschen Nationalversammlung angenommen worden war, der erste Betrag von 10 Millionen Mark für die sofortige Einleitung der Bauarbeiten bereitgestellt. Als oberer Endpunkt wurde jetzt auf Betreiben Württembergs gleich Plochingen festgesetzt. Stark gefördert wurden die Pläne noch dadurch, daß sich inzwischen die technischen Möglichkeiten und die wirtschaftlichen Notwendigkeiten entwickelt hatten, die Wasserkraft zur Erzeugung von elektrischem Strom auszunützen. So wurden, um möglichst rasch elektrische Energie zu gewinnen und außerdem, um der Arbeitslosigkeit zu steuern, die Staustufen nicht in der Reihenfolge von unten nach oben, sondern gleichzeitig an verschiedenen Stellen in Angriff genommen, wobei der Schleusenbau oberhalb von Heilbronn zunächst zurückgestellt wurde. – Wenn also das Unternehmen seiner allgemeinen deutschen Bedeutung wegen vom Reich übernommen worden war, so kamen die stärksten Antriebe doch zweifellos aus Württemberg; hier sei nur des Mannes gedacht, der das große Werk mit bewunderungswürdiger Tatkraft leitete und vorantrieb: Betracht, dies erforderte Schleusen von 110 Meter auf dem Rhein üblichen Kahngrößen (1200 t) in des Präsidenten Otto Konz¹⁸.

Es kam jetzt nur noch eine Kanalisierung für die Länge und 12 Meter Breite sowie eine durchgehende Wassertiefe von mindestens 2,50 Meter. Wollte man ausreichend lange Haltungen erreichen, so mußte der Aufstau an jedem Wehr beträchtlich sein; er beträgt beim niedrigsten (Heidelberg) 2,60 Meter, beim höchsten (Lauffen) 8,40 Meter und erreicht die Wasserstandshöhen der größten je beobachteten Hochwässer. Um nunmehr das Land vor Überflutungen zu schützen, wurden Dämme notwendig, zwischen denen auch das Hochwasser abgeführt werden mußte. Dieser Umstand gab er-



11. Schiffsgasse Lauffen. 1938



12. Zeile bei Poppenweiler, flußaufwärts gesehen. 1938.
Hinten das stehende Wasser hinter der Zeile

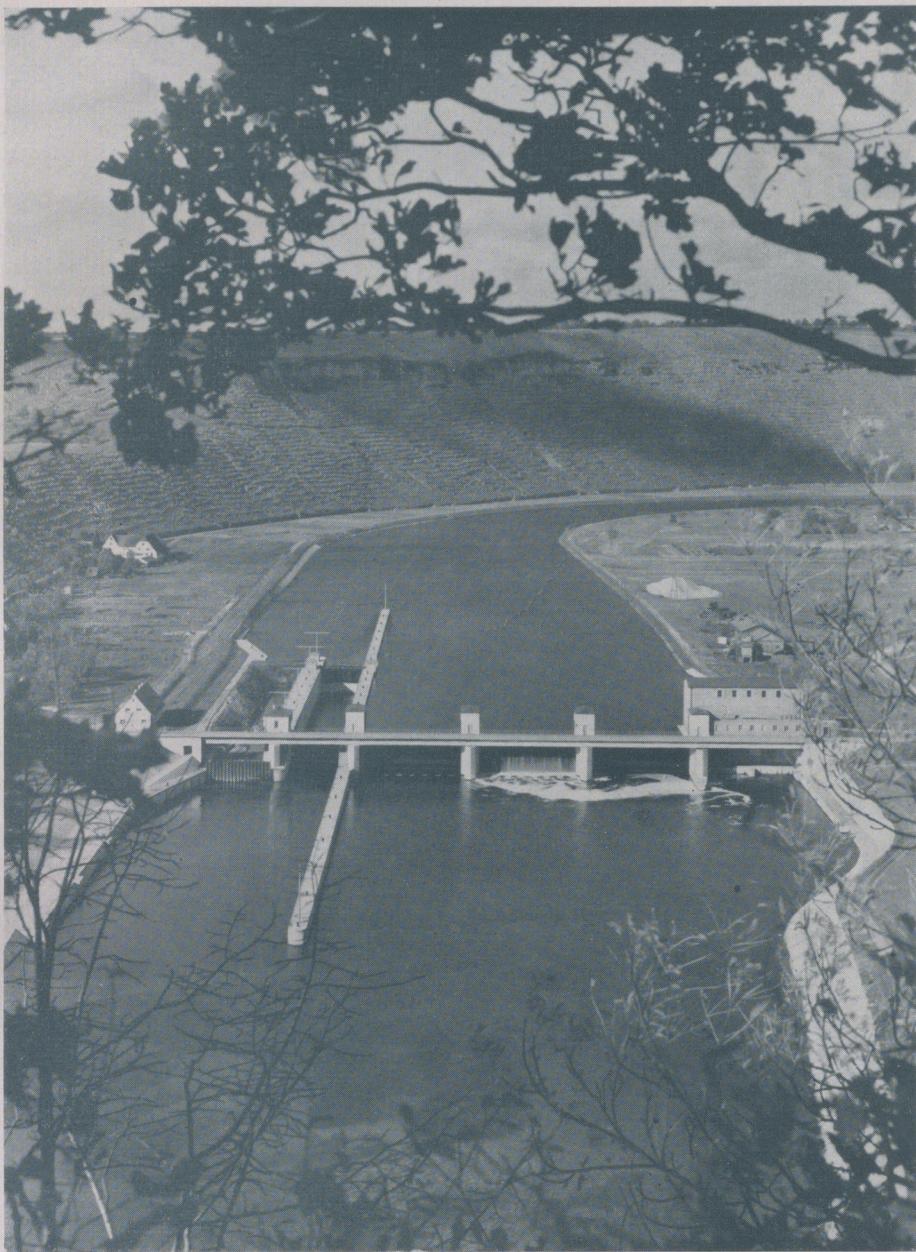
wünschte Gelegenheit, manche Gemeinde, vor allem Stuttgart-Bad Cannstatt, von den bisher nahezu jährlich eintretenden Überschwemmungen zu befreien. An vier Stellen, nämlich bei Horkheim, zwischen Neckarsulm und Kochendorf, und zweimal unterhalb von Heidelberg, wurde die Wasserverstraße vom Wehr aus in einem Seitenkanal flussabwärts weitergeführt, an dessen Ende Kraftwerke und Schleuse liegen; sie besitzen dann besonders große Fallhöhen (Feudenheim 10 m).

Nach Fertigstellung werden auf der 202 Kilometer langen Flussstrecke von Mannheim bis Plochingen 26 Schleusen vorhanden sein. Die durchschnittliche Haltungslänge ist also rund 7,8 Kilometer; die kürzeste (Untertürkheim) wird nur 3 Kilometer lang werden, die längste (Guttenbach im Odenwald) ist 13,9 Kilometer lang.

So hatte sich aus dem Zwecke des Unternehmens eine vollständige Umbildung des Flusses ergeben, eine vollständigere als bei allen anderen Kanalisierungen. Die Bezeichnung Neckarkanal war somit nicht ganz unbegründet. Allerdings war die Sorge berechtigt, daß die Städte und Dörfer am Neckar viel von ihren malerischen Reizen verlieren würden. Es muß aber bedacht werden, daß der Vorteil, eine moderne Großschiffahrtsstraße zu erhalten, auch gewisse Opfer verlangt, und daß ähnliche Wirkungen alle modernen Verkehrsmittel ausüben. Ein Gewinn ist unbestreitbar, nämlich der, daß wir an Stelle eines im Sommer immer schmäler und seichter werdenden, von Kies- oder gar Schlammbögen eingerahmten Flüßchens eine Wasserfläche von stattlicher Breite bekommen haben, die nicht nur für die Güterschiffahrt, sondern auch für den Personenverkehr, zum Segeln, Rudern und Fischen,

ganz andere Möglichkeiten bietet und schon durch ihr Dasein erfreut. Übrigens eignet der Schiffahrt auch beim modernen Großbetrieb immer etwas Heiteres, Gemütliches, da selbst auf den größten Kähnen Frauen und Kinder mitfahren, Hunde herumlaufen, an Bord Wäsche aufgehängt wird und was dergleichen vergnügliche Dinge mehr sind. Die Schleusungen ziehen auch jedesmal Zuschauer an, selbst in Ländern, wo sie ganz alltäglich sind. Schließlich bieten die Wehre und Kraftwerke vielfach eindrucksvolle Bilder, die die Landschaft bereichern, zumal wenn die neugepflanzten Bäume genügend hoch gewachsen sind (Bild 13). Im ganzen wird also der Anteil, den die Allgemeinheit am Neckar nimmt, sicher im günstigen Sinne zunehmen.

Seit dem 28. Juli 1935 ist die Großschiffahrtsstraße vom Rhein bis Heilbronn in Betrieb; sie hat einen Verkehrsaufschwung über alle Erwartungen erlebt¹⁸. An der Fortsetzung nach Stuttgart bis Plochingen wird nach der Unterbrechung des zweiten Weltkrieges fleißig gearbeitet. Am 15. September 1952 konnte bereits die 22 Kilometer lange weitere Strecke von Heilbronn bis Gemmrigheim dem Verkehr übergeben werden. Es darf erwartet werden, daß in einigen Jahren die ersten Kähne in den Stuttgarter Hafen einfahren können. Dann ist das seit Jahrhunderten erstrebte Ziel, das Herz des württembergischen Landes an die große europäische Schifffahrtsstraße des Rheins anzuschließen, endlich erreicht. Die Pläne, die Wasserstraße bis zur Donau und von dort zum Bodensee weiterzuführen, sind damit nicht aufgegeben. Wegen der hohen Kosten werden sie zwar noch längere Zeit auf ihre Verwirklichung warten müssen; wenn man aber be-



13. Staustufe Hessigheim. 1952. Aufnahme H. Weißhaupt, Stuttgart. – Die zweite Schleuse ist noch nicht ausgebaut

denkt, wie weit sich dann das Netz der Wasserstraßen von Württemberg aus in Richtung nach Osten, Süden und Westen spannt, möchte man glauben, daß sie unter günstigeren politischen Verhältnissen doch einmal verwirklicht werden.

Anmerkungen

¹ Pfaff, Geschichte der Neckarschifffahrt in Württemberg bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Württ. Jahr-

bücher, Jahrgang 1859, 2. Heft, Seite 129. – Ferner: Verwaltungsbericht der Kgl. Minist.-Abteilung für den Straßen- und Wasserbau für die Rechnungsjahre 1893/1894 und 1894/1895. II. Abteilung Wasserbau. Stuttgart 1896. A. Hydrographie, 5. Beschreibung einzelner Flußgebiete, a. Neckar, Geschichtliches über die Schifffahrt (Seite 67). – ² Aus der Geschichte der Neckarschifffahrt. Amtsblatt für den Stadt- und Landkreis Heilbronn, 12. September 1952. – ³ Im württ. Hauptstaatsarchiv. Bestand A 61 a, Schickhardt-Nachlaß. – ⁴ Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. Nol-

thenius, Delft. – ⁵ Eckoldt, Die Entwicklung des Kanalbaues. Die Wasserwirtschaft, 43/2 (Nov. 1952), S. 32 (Franckhsche Verlagshandlung Stuttgart). – ⁶ Im württ. Staatsarchiv Ludwigsburg, Akten Rentkammer (A 248) Bd. 2491. – ⁷ Eckoldt, Die Entwicklung der Kammer schleuse. Die Wasserwirtschaft 40/9-10, Seite 255, 290 (Juni und Juli 1950). – ⁸ Abbildung a und b nach amtlichen Stromkarten, c nach einem Plan von 1838 im Staatsarchiv Ludwigsburg, Akten Straßen- und Wasserbau (Bestand E 176), O.A. Besigheim, Bd. A II 23, 1822–1839. d vom Verfasser nach dem Bestand gezeichnet. e nach einer Skizze in einem Gutachten von 1598. Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Bestand A 61 a, Schickhardt-Nachlaß. f nach Plänen des Wasser- und Schiffahrtsamtes Heilbronn. – ⁹ Heiman, Die Neckarschiffer. I. Teil, Beiträge zur Geschichte des Neckarschiffergewerbes und der Neckarschiffahrt. Heidelberg 1907. Seite 270. – Akten im Württ. Staatsarchiv Ludwigsburg, Akten der Rentkammer (A 248), Bd. 2493. – ¹⁰ Zuerst erwähnt 1743; Württ. Staatsarchiv Ludwigsburg, Akten Rentkammer, Bd. 2518, betr. Schiffsgasse Marbach 1740–1802. – ¹¹ Karl August Friedrich von Duttenhofer, geb. 3. Dezember 1758, Oberensingen, als Sohn des dortigen Pfarrers, besuchte die Lateinschulen zu Nürtingen und Kirchheim u. T., seit 1773 die Militärakademie auf der Solitude, wo er Kameralwissenschaft

studierte. 1794 Ingenieurleutnant, später Wasserbaudirektor. Festungsbauten, Vermessungsarbeiten, Inspektion über die Mühlen. 1798 Major und Oberwasserbaudirektor. Verdient um Aufbau des neuen württembergischen Staates. Gestorben 16. Dezember 1836. (Nach freundlichen Mitteilungen des Württ. Hauptstaatsarchivs zu Stuttgart). – ¹² Duttenhofer, Nachrichten von dem Wilhelmskanal in Heilbronn am Neckar usw. Stuttgart 1827. 16 Seiten. Mit Lageplan, Längenschnitt und Querprofilen. – ¹³ A. Duttenhofer, Bereisung der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit besonderer Hinsicht auf den Erie-Kanal. Stuttgart 1835. Seite 93. – ¹⁴ Württ. Staatsarchiv Ludwigsburg, Akten Straßen- und Wasserbau (Bestand E 176), O.A. Besigheim, Bd. A II 23, 1822–1839. – Auch nach Hagen, Handbuch der Wasserbaukunst, 2. Teil, 3. Bd., 1852, S. 127 gibt es Schleusentore, die „sich um horizontale Achsen drehen“, an amerikanischen Kanälen. – ¹⁵ Erste Anwendung darnach in Deutschland an der Schleuse Wernsdorf des Oder-Spree-Kanals, 1887 bis 1891, und zwar am Oberhaupt, mit ausdrücklichem Hinweis auf das amerikanische Vorbild. – ¹⁶ Beschreibung des Oberamts Besigheim. 1853. – ¹⁷ Heiman, a. a. O., S. 366. – ¹⁸ Konz, Der Neckar. In: Der Rhein. Ausbau, Verkehr, Verwaltung. Rhein-Verlags-Gesellschaft Duisburg 1951, S. 207–218.

Weller im Federsee

Von Hans Schwenkel

Mit 1 Aufnahme des Verfassers

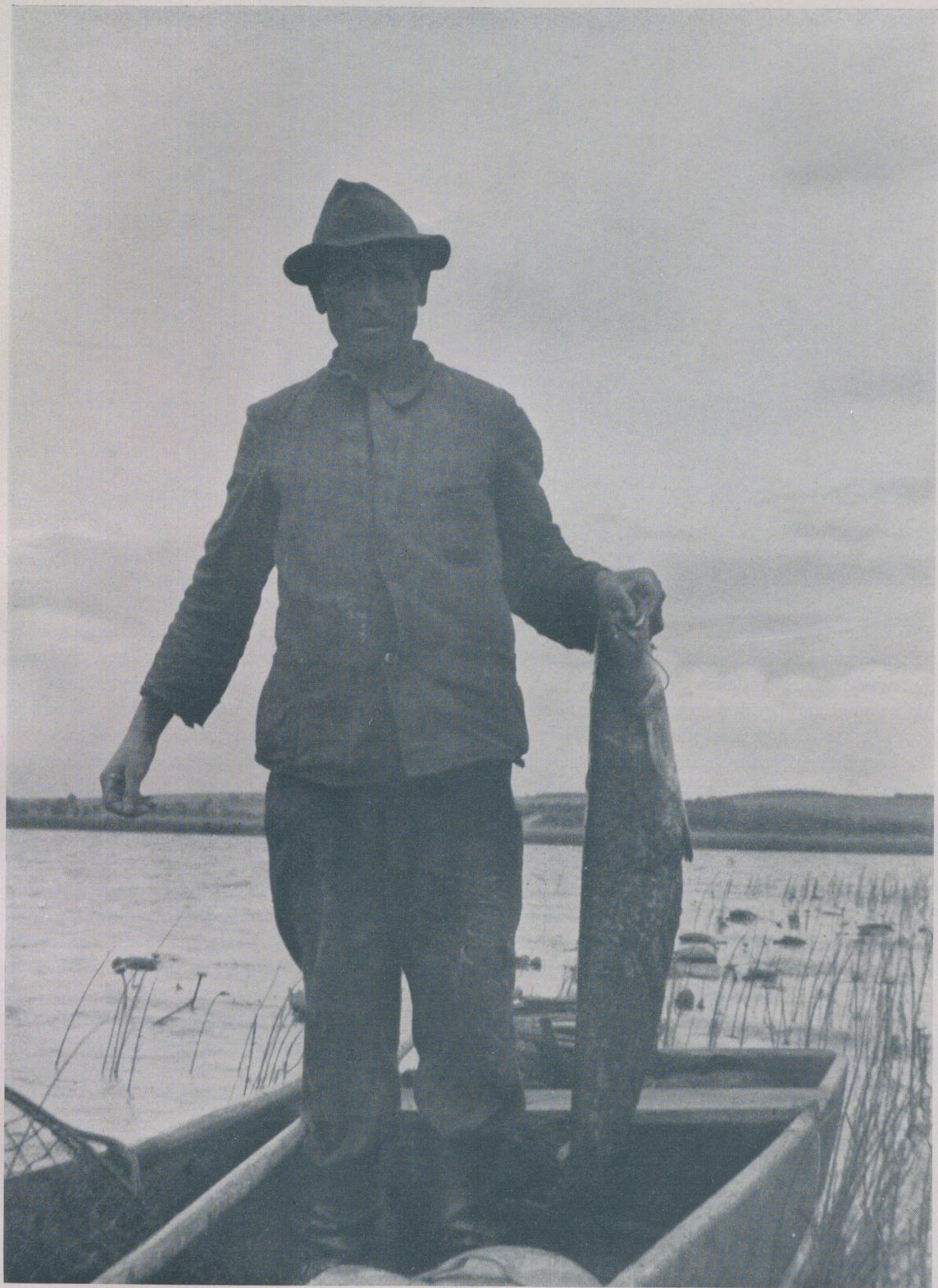
Im Federsee, der bekanntlich unter Naturschutz steht, ist die Fischerei zugelassen. Es kommt aber dabei sehr darauf an, daß das Recht zum Fischen an einen zuverlässigen Mann verpachtet wird, weil andernfalls dem Naturschutz u. U. viel Schaden zugefügt werden kann, sei es durch Störung des Brutgeschäftes der Sumpf- und Wasservögel oder durch Beschädigung der Pflanzenwelt, sei es durch Ausnehmen der Eier von Lachmöven und Flußseeschwalben. Unter den Fischen spielt der seltsame Weller oder Wels im Federsee eine wichtige Rolle. Offenbar sagt ihm das schlammige flache Wasser mit seinen Schilf- und Rohrbeständen sehr zu. Dort kann er sich verstecken und seiner Nahrung nachgehen.

Der Weller ist ausgewachsen neben dem Hausen der größte Süßwasserfisch Europas. Schon dadurch fällt er auf, noch mehr aber durch seine Gestalt und seine Lebensweise. Er gehört zu den Knochenfischen (Familie Welse), hat aber keine Schuppen, eine kurze Rückenflosse, eine lange Afterflosse und eine dem Schwanz seitlich entlang sitzende, nicht gespaltene Schwanzflosse. Sein Kopf ist breit, sein Maul weit, mit streifig aufgereihten kleinen Zähnchen bis nach hinten reichlich ausgestattet, und sein Aussehen fast wie das eines großen Salamanders. Auffallend sind die zwei sehr langen, seitlich am Oberkiefer, hinter dem Maul stehenden

wurmförmigen Bärtel (Abb), die am Unterkiefer durch mehrere kurze Fäden in ihrer Funktion als hochempfindliche Sinnesorgane ergänzt werden.

Der alte Gesner schreibt: „Diß scheußliche Tier könnte wegen seiner Gestalt ein teutscher Walfisch genannt werden.“ In der unteren Donau kann er drei Meter lang und bis zu 200 Kilogramm schwer werden. Im Federsee sind Weller bis zu 1 Zentner nicht allzu selten. Da aber, wie bei allen Fischen, das Fleisch im Alter zäh wird und auchtranig schmeckt, wird er jung gefangen. Weller bis zu 20 Kilogramm schmecken vorzüglich, ihr Fleisch ist fest und sehr fett.

Der Wels kommt nur in den Gewässern östlich des Rheins bis nach Asien hinein vor, besonders auch im Kaspischen Meer. Er ist ein Allesfresser. Er lauert in seinem Versteck auf Fische, Frösche, Krebse, ja selbst Wasservögel und Tierkadaver sind vor alten Tieren nicht sicher. Die Weibchen laichen am flachen Ufer im Ried und Röhricht. Die Jungen sehen anfangs wie Kaulquappen aus. Sie werden schon im ersten Jahr bis über 1 Pfund schwer. Der Wels kann sehr alt werden. Der Fang erfolgt meist mit der Legangel. Ältere Tiere machen den Fischern ordentlich zu schaffen. Sehr große Weller, wie sie am Federsee nicht zu finden sind, werden mit dem Wurfspeer oder der Harpune erlegt.





Verlandender Weiher im württ. Allgäu

Aufnahme: Baur

Oberschwaben - ein Eldorado für Pflanzenfreunde

von Karl Baur

Der Reichtum der schwäbischen Alb an eigenartigen Felsenpflanzen, ihre herrlichen Buchenwälder und ihre wacholderbestandenen Schafweiden sind weit hin bekannt und berühmt geworden, vor allem auch durch Robert Gradmanns prachtvolles Werk.

Die botanischen Reize Oberschwabens liegen etwas mehr im Verborgenen. Es bedarf schon eines liebevollen Sichversenkens in die Natur der Moore und Weiher, um all die Köstlichkeiten zu finden, die auf uns warten.

Fährt man mit der Bahn von Ulm in Richtung Friedrichshafen, so lässt sich der Wechsel der Landschaft ganz allmählich verfolgen: An die Stelle der Äcker tritt mehr und mehr das Wiesengelände; die Getreidewirtschaft wird durch die Milchwirtschaft abgelöst. Nähert man sich dem Bodensee oder dem Allgäu, so trifft das Auge ab und zu auf birkenumsäumte Moorflächen, auf denen brauner Torf zum Trocknen ausgelegt ist. Eine ungewohnte Weit räumigkeit umfängt uns. Im äußersten Süden des Landes wird das Relief wieder unruhiger, kleinere und größere Weiher und Seen liegen zwischen den Moränenhügeln eingebettet. Es mögen ihrer in früheren Zeiten noch viel mehr gewesen sein. Denn an den meisten von ihnen lassen sich deutliche Spuren von Verlandung erkennen. Manche sind schon längst zu Land geworden und in Riedwiesen umgewandelt. Die Weiher sind oft von einem dichten

Schilfgürtel oder von Riedgräsern umstanden. Häufig schließt sich dann an einen solchen See noch ein richtiges Moor an, und damit sind wir in dem Gebiet angekommen, das den Pflanzenfreund in Oberschwaben am meisten anzieht. Es ist allerdings ein recht schwankender Boden, auf dem wir uns bewegen. Wandern wir auf einem Knüppelweg durch das eigentliche Hochmoor, so ist unser Fuß vor dem Versinken bewahrt. Aber zu beiden Seiten grüßen uns schwelende Polster von Torfmoosen, zwischen denen ab und zu kleine wassergefüllte Schlenken eingestreut sind. Aber nun heißt es: „Augen aufmachen!“ Die winzigen Pflänzchen des Hochmoors fallen ja doch zum Teil kaum ins Auge. Da ist der berühmte Sonnentau, der, falls man Glück hat, sogar in mehreren Arten zu finden ist. Da ist im Frühsommer das zierliche Blütchen der Moosbeere, und im Herbst die großen, violettbraunen Beeren, die dem Boden dicht anliegen. Recht eigenartig dicke Blätter hat die Rosmarinheide, und an ganz feuchten Stellen kann man sogar noch da und dort den Sumpfbärlapp finden. Hat eine solche Moorfläche etwas fast Schwermütiges an sich, so hebt sich dieser Eindruck rasch wieder auf durch einen Blick zum nahen Gebirge oder durch ein erfrischendes Bad in den braunschwarzen Fluten mit dem ungemein weichen Moorwasser. Einen entzückenden Anblick bieten die Wollgräser, die mit

ihren weißen Haarschöpfen weithin leuchten. Unter ihnen finden wir recht häufig das Alpenwollgras, das uns ein Beweis dafür ist, daß hier eine ganze Reihe von Pflanzen seit dem Ende der Eiszeit eine letzte Zuflucht gefunden haben. Ist die Verlandung bis zum Ende geführt, so entsteht schließlich wieder ein Wald auf einem solchen Moor, nämlich ein „Bergkiefern-Hochmoor“. Die Bergkiefer – auch Latsche oder Krummholz genannt – erscheint in Oberschwaben nämlich nicht nur in ihrer niedrigen Krüppelform, sondern auch in ganz stattlichen, hochwüchsigen Exemplaren und wird dann als „Spirke“ bezeichnet. In einem solchen Spirkenbestand müssen dann auch die umgebenden Sträucher sich anstrengen, nicht unterdrückt zu werden, und so finden wir dort oft ganz riesige Büsche der Rauschbeere, der nächsten Verwandten der Heidelbeere. Ihre Beeren sind ebenfalls essbar, reifen aber erst im August und September. Sehr häufig ist dort auch der Faulbaum, dessen Holz und Rinde technisch-medizinische Verwendung findet. Fast unmerklich wäre oft der Übergang vom Hochmoor zum Flachmoor, wenn nicht die Pflanze äußerst fein auf diese Unterschiede reagieren würde. Statt Flachmoor kann man auch sagen: Riedwiesen. Diese Riedwiesen bergen – noch im Sommer – eine Reihe von besonderen Kostbarkeiten. Wer besonders Glück hat, kann einige seltene Orchideen dort finden. Neben dem Sumpfherzblatt und dem eigenartigen Blutauge finden wir dort den ganz prachtvollen Schwalbenwurzenzian, meist in riesigen Sträßen. Der giftige weiße Germer, dessen Blätter sehr stark an den gelben Enzian erinnern, ist dann meist schon verblüht ebenso wie eine andere Giftpflanze, der blaue Eienschuh. Vielleicht aber hat sich in jenem Tümpel da drüben noch der riesige Rohrkolben gehalten? Ja, er ist noch immer da, und unterwegs begegnen wir auch noch dem zarten Tausendgüldenkraut und den seltsam geformten Blättchen des Fettkrauts. Es gehört zu den fleischfressenden Pflanzen wie der Sonnentau; nur betreibt er den Insektenfang auf etwas andere Art und Weise.

Selten findet man auf deutschem Boden einen so raschen Wechsel der Pflanzenwelt wie in Oberschwaben. Kaum haben wir das Moor verlassen, so nimmt uns ein Stück Hochwald auf. Am Rand desselben leuchten uns die riesigen Blütenstände der Engelwurz entgegen. Auf seinem Boden finden wir zahllose Pilze, viele Moose und Farne. Darunter den Rippenfarn, der uns vom Schwarzwald her schon bekannt ist, und neue Arten von Bärlapp.



Englischer Sonnentau aus einem Moor bei Isny

Aufnahme: Baur

Auch Beeren gibt es da in Fülle, falls wir weniger begangene Pfade benützen.

Vielleicht lockt uns auch noch eine Wanderung zum Schwarzen Grat, der höchsten Erhebung des württembergischen Allgäus (1118 m). Auch auf diesem Weg machen wir allerlei Entdeckungen. Der gelbblühende klebrige Salbei ist eine sonderbare Erscheinung, er ist für das Allgäu recht bezeichnend. An feuchten Stellen blüht üppig das herzblättrige Kreuzkraut, das wir ebenfalls schon zu den Alpenpflanzen rechnen können. Auf dem Gipfel des Grats endlich genießen wir einen herrlichen Rundblick von der Zugspitze bis zum Bodensee und weit hinein ins Flachland. Arnica-wiesen sind auf den Höhen der Adelegg nicht selten, und beim Abstieg kommen wir sicher auch an dem sehr bezeichneten Grauerlengebüsch vorbei, in dem sich oft der Riesenschachtelhalm verbirgt.

Daß in den verborgenen Tobeln der Adelegg noch manche botanischen Seltenheiten eine letzte Zuflucht gefunden haben, sei nur am Rande vermerkt; doch seien diese ganz besonders dem Naturschutz empfohlen!

Mechtild – das Fräulein von Österreich

Von Hermann Kiefner

In der Geschichte Württembergs haben Frauen zeitweilig eine große Rolle gespielt. Die Grävenitz und Franziska von Hohenheim sind in diesen Blättern schon aufgetaucht. Eine günstigere Rolle spielte in früherer Zeit Mechtild, die Mutter Herzog Eberhards im Bart, im Volk kurzweg das Fräulein von Österreich genannt.

Graf Eberhard VI. von Wirtemberg war 1397 mit der Gräfin Henriette von Mömpelgard verlobt worden, und so kam diese linksrheinische, früher zum burgundischen Reiche (Franche-Comté) gehörige Grafschaft an Wirtemberg, bei dem sie 400 Jahre lang, bis zur Französischen Revolution verblieb. Die Ehe Eberhards war nicht glücklich, denn Henriette war ein Mannweib. In mehreren Fehden sah man sie hoch zu Roß im Streit der Männer; sie demütigte den wilden Grafen Friedrich von Zollern, genannt Öttinger, und nahm seine Burg Hohenzollern. Die Ehegatten lebten meist getrennt bis zum Tode Eberhards, der zu Waiblingen von einer Seuche ergriffen ward, die seit dem Konstanzer Konzil (1414–18) ganz Schwaben heimsuchte. Man schrieb das Jahr 1419. Die beiden Söhne, Ludwig und Ulrich waren noch unmündig, eine willkommene Gelegenheit für die herrschsüchtige Mutter, mit der Vormundschaft wichtigen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu bekommen. Die Unterstützung des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz erlangte sie besonders dadurch, daß sie ihren Sohn Ludwig mit dessen Tochter Mechtild verlobte. In merkwürdiger Weise wiederholte sich nun das Schicksal der Mutter an der Tochter.

Mit 15 Jahren hatte man sie 1434 mit dem Grafen Ludwig von Wirtemberg verheiratet, dem sie schon als Kind in der Wiege angetraut worden war. Diese Ehe soll übrigens recht glücklich gewesen sein. Vier Kinder entstammten ihr: Ludwig, Eberhard, Mechtild und Elisabeth.

Überraschend schnell starb Graf Ludwig 1450 zu Urach. Alle seine Kinder waren noch minderjährig, das Land geteilt in einen Stuttgarter und Uracher Teil. Bei der Ordnung der Vormundschaft für Ludwigs Kinder kam es bald zu Mißhelligkeiten zwischen Frau Mechtild und ihrem Schwager Ulrich. Aber die energische Witwe setzte mit Erfolg die Rechte ihrer Kinder durch. Immerhin gab die Führung der Vormundschaft dauernd zu Verdrießlich-

keiten Anlaß. Die Erziehung der Grafen wurde ihrer Mutter anvertraut, sicher ein weiser Beschuß; denn Mechtild war eine hochgebildete Frau. Als Tochter des Pfälzer Kurfürsten Ludwig hatte sie bei der Gründung der Universität Freiburg mitgewirkt (1457), selbst in Heidelberg eine gelehrte Bildung erworben. Sie verstand Latein und war den Umgang mit Gelehrten gewohnt. In die Heilige Schrift hatte sie bessere Einsichten als mancher Geistliche. Die tugendreiche Fürstin hielt in ihrem Haus auf feine Zucht. Selbstverständlich wollte sie auch ihren Kindern eine gute Erziehung angedeihen lassen. Als Lehrer für die Grafen wurde Johann Verghenans, der berühmte Humanist Naucler bestimmt, die spätere Zierde der Tübinger Universität, ganz der Mann, diesen Zöglingen Kenntnis und Liebe der lateinischen Sprache beizubringen. Aber die Vormundschaftsräte wollten keine „Lateiner“: es sei genug, wenn die Grafen ihre Muttersprache beherrschten. Dabei beriefen sie sich auf eine letztwillige Verfügung des Vaters Ludwig, welche dem Lehrer den Unterricht in Latein aufs strengste untersagte. Diese verschiedenen Ansichten über die Erziehung ihrer Söhne erschwerten die Stellung der Mutter. Sie verzichtete auf die Teilnahme an der Vormundschaft, nachdem man sie wegen ihres Wittums und 12 000 Gulden Morgengabe sichergestellt hatte. Ihre Kinder blieben zwar noch bei ihr; aber schon am 3. November 1451 verabredete der Markgraf Albrecht von Brandenburg eine Heirat zwischen ihr und dem Erzherzog Albrecht von Österreich. Das Trauerjahr für ihren verstorbenen Gatten war noch nicht voll, da schickte der Herzog bereits seine Brautwerber zu der Witwe nach Böblingen. Kam aber Erzherzog Albrechts Antrag aus kalter Berechnung, so Frau Mechtilds Ja aus kühler Überlegung. Der österreichische Erzherzog war ein Bruder des römischen Kaisers Friedrich III. Der habsburgischen Politik war es um Vergrößerung ihrer vorderösterreichischen Lande zu tun. Mechtild war eine gute Partie. Die Grafschaft Hohenberg mit dem Vorort Rottenburg am Neckar war ihr teils als Wittum, teils pfandweise verschrieben. Die helle Pfälzerin wußte aber die eigenen Belange zu wahren. Sie brachte ihrem Gemahl wohl 73 000 Gulden zu, behielt aber für sich 30 000 Gulden und forderte das Recht über 4 000 Gulden des gemein-



Grablege der Mechtild von Hans Multscher
in der Stiftskirche Tübingen
Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg

schaftlichen Heiratsguts. Mit Albrechts Schulden wollte sie nichts zu tun haben. Die Hochzeit wurde im August 1452 in Böblingen mit Pracht und Glanz gefeiert. Frau Mechtild zählte 33 Jahre, als sie 1452 zum erstenmal in die Herrschaft Hohenberg kam, die nunmehr die ihre sein sollte. Große Teile der Grafschaft waren an verschiedene Reichsstädte, Ulm, Reutlingen, Überlingen, Lindau, Ravensburg, Biberach und Gmünd verpfändet. Der neue Gemahl war

ein Herr mit kostspieligen Passionen, prunkliebend, stets in Geldverlegenheiten, jedenfalls gewillt, seine Herrenrechte über die ihm von seinem kaiserlichen Bruder verliehene Grafschaft Hohenberg geltend-zumachen. Die Verbindung mit der vermöglichen Witwe des Grafen Ludwig von Wirtemberg würde ihn aller Geldsorgen entheben. Auch politisch sprach die Ehe mit der Schwester des regierenden Pfalzgrafen von Heidelberg und der Mutter des künftigen Grafen von Wirtemberg Vorteile. Wohl riß diese Ehe Mechtild aus engen Verhältnissen; aber glücklich konnte sie nicht werden. Es war eine reine Vernunftehe, ohne Liebe beiderseits geschlossen. Sie blieb kinderlos und war nicht fähig, den ewig ruhelosen Gemahl zu halten, der stets auf Reisen war, bald in Freiburg, Wien und Prag oder bei seinem kaiserlichen Bruder, je nachdem die politischen Umtriebe es erforderten. Kam er dann auf einen Sprung wieder einmal in seine Residenz, so lebte das erzherzogliche Paar, die Konvention während, höfisch nebeneinander her und zeigte sich bei Gelegenheiten in landesväterlicher Eintracht. Frau Mechtild war anderer Natur, eine Freundin der Musen, ganz von geistigen Interessen getrieben. So geriet der Herrschaft Hohenberg und besonders der Hauptstadt Rottenburg die verfehlte Ehe zum vollen Segen. Ehe wir von Mechtilds Hofhaltung berichten, noch das Ende: Als ihr Gemahl Anfang 1456 die österreichischen Vorlande verließ, um nicht mehr dahin zurückzukehren, mag ihr der Abschied nicht gerade das Herz abgedrückt haben. Ein einziges Mal noch sahen sich die Gatten, im Juni 1459, als der Erzherzog in Augsburg einziehen wollte. Dieses Einreiten geschah glanzvoll mit 300 Pferden, 14 Länderbannern, 16 kostlichen Wagen und vielen Trompeten und Herolden. „Mit solchem herrlichen pracht hat sich Albertus zu Augsburg, als ein Regierender Fürst, wollen sehen lassen“, schreibt der Chronist.

Dann trennten sich die Wege der Gatten für immer: Albrecht zog hinab nach Österreich, Frau Mechtild heim in ihre Residenz Rottenburg. Fehdend und kriegend bis zuletzt, starb Erzherzog Albrecht „der Schlemmer“ im Dezember 1463 eines jähnen Todes zu Wien, wo er seinen Bruder, den deutschen Kaiser, in der Hofburg belagerte. Frau Mechtild hielt ihm zu Rottenburg eine großartige Trauerfeier: 19 Prälaten und Pröpste und 700 Priester mußten in großem Ornat für sein Seelenheil beten. Die Herrschaft gab Mechtild trotz Kaiser und Kammergericht bis zu ihrem Tode nicht aus den Händen. Sie starb zu Heidelberg am 1. Oktober 1482 und



Mechtild. Relief von 1477 in Sindelfingen
Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg

wurde nach ihrem Willen zu Güterstein an der Seite ihres ersten Gemahls bestattet. Das Grabmal wurde später im Chor der Tübinger Stiftskirche schöner aufgebaut. Schon zu Zeiten, als Herr Albrecht noch regierte, verstand es die Erzherzogin, ihre Angelegenheiten mit erstaunlicher Selbständigkeit zu ordnen. So brachte sie 1452 das verpfändete Haigerloch, später den Burgstall Ober-Hohenberg, das Schloß Wehingen, 1455 die Dörfer Wurmlingen und Hirschau an sich. Hohe Politik zu machen, bot allerdings das kleine Land am Neckar kaum Gelegenheit. Aber mit kluger weiblicher Diplomatie hütete sie ihre Gerechtsame, schlichtete manchen Streit und wahrte die Interessen, die ihr als Mutter der württembergischen Grafen und Pfalzgrafentochter zustanden. Besonders für ihren zweiten Sohn, den Grafen Eberhard von Württemberg war sie besorgt, der nach dem frühen Tod des fallsüchtigen Ludwig mündig geworden und ans Regiment gekommen war. Als Landesherrin führte Frau Mechtild ein

gnädiges und gerechtes Regiment und hielt auf gute Ordnung bei Amtleuten und Untertanen. Wie hoch Graf Eberhard die Einsicht und Klugheit seiner Mutter einschätzte, erkennt man daraus, daß er beim Antritt seiner Pilgerfahrt ins Heilige Land seine Regentschaft, darunter auch den hochmögenden Herrn Jörg von Ehingen, anwies, in schwierigen Fragen bei Frau Mechtild Rat zu holen. Nach Rückkehr von der Pilgerfahrt ins Heilige Land war sein erster Gang zur Mutter. Sie und ihr Sohn ließen es sich angelegen sein, die arg gelockerte Zucht in den Nonnenklöstern wieder zu straffen. Klöster und Stiftungen bedachte Mechtild reich, besonders Güterstein, Hirsau und Sindelfingen. Die rebellischen Nonnen zu Urspring ließ sie durch herbeigeholte Bauernfäuste zum christlichen Gehorsam zurückführen, was Abt Tritheim bezeugt.

Vor allem aber hat Gräfin Mechtild die Stadt Rottenburg mit kulturellem Leben erfüllt. „Ihr Wesen und Hofhalten ist aller Freuden und Wollust überflüssig voll gewesen“, berichtet die Zimmersche Chronik. Das „fröwlin von Österreich“, wie sie bald der Volksmund nannte, hatte viel Freude an Geselligkeit, Rennen und Stechen (ritterlichen Turnieren), an Fastnachtsmummereien und sonstigen Lustbarkeiten. Diese Pfälzerin war mit allen Sinnen fröhlich dem Leben zugewandt, eine echte Fürstin der Renaissance. Mit ihren Standesgenossen, dem Grafen von Fürstenberg, Herrn Werner von Zimmern, mit dem vom Rechberg wußte sie wohl zu scherzen. Der Rottenburger Hof war eine bedeutende Anziehung für die ganze Nachbarschaft. An ihm lebten: Heinrich von Kaltental als Vogt; Dr. Lukas Spetzhart als Arzt; Dr. Bernhard Schoferlin als Kanzler, ein Mann von feiner humanistischer Bildung, der als erster in Deutschland den Livius übersetzte; Meister Jörg Rott, als Kämmerer; die Pfaffen Johannes und Florenz; Meister Jeronimo, ein Italiener; Hans Bestnery, der Küchenmeister; Auberle, der Türhüter. Auch der rätselkundige Ofenheizer „Halberdrein“; „Briden“, die Kammermagd; „Bärblin“, die Lichtkämmerin und ihre Gehilfen; der „Burckhans“, „Batzerhans“, „Henslin“ und „Spannenlang“ spielten eine gewichtige Rolle. Es wimmelte noch von Jungfräulein und Knechten. Da war der Pfister (= Bäcker), Keller-, Wagen- und Säuknecht und noch anderes Gesinde, Brunnen schöpfer, Kuchknaben, Wirkern und Wäscherinnen. Da war also Leben, schon die lustigen Hausnamen verraten es. Der Tübinger Magister Heinrich Bebel erzählt manchen ergötzlichen Schwank von diesem Rottenburger Hof.

Doch dies war nur die eine Seite. Mit Mechtilds Regiment war auch sonst Neues in die Stadt am Neckar gekommen. Alle Musen und Künste hatten ihren Einzug gehalten. Der Heidelberger Pfalzgrafentochter lag die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften als Erbteil von Ahnen und Heimat im Blut. An der Wende zweier Zeiten geboren, sah sie mit lebhaftem, empfänglichem Geist Altes versinken und Neues emporsteigen. In ihr, zu deren Preis noch die letzten Ritterharfen klangen, und deren Lob die hellen Fanfaren von Humanismus und Renaissance kündeten, versöhnten sich die Gegensätze. Das Rittertum war ja alt geworden und vielfach entartet. Seine letzten Sänger waren betagte Herren, Hermann von Sachsenheim zählte 88, Jakob Püterich 62 Lenze, als sie Frau Mechtild in langen Gedichten anschwärmt. Der hochgelehrte Herr von Sachsenheim, ein württembergischer Rat, widmete der „fürstin hoch zu Österreich“ sein Poem von der „Mörin“, darin Frau Venus und Frau Aventiure, König Tannhäuser und der treue Eckhart, Ritter und Zwerge, Morgenland und Abendland, Volkssage und Ritterroman in eins gesehen sind, „ganz lustig zu lesen“. Das Vorbild für den Venusberg war in diesem Fall der Rottenburger Hof. Herr Jakob Püterich richtete im Jahre 1462 einen gereimten Ehrenbrief an Mechtild. Er hatte sie nie gesehen, nur von einer befreundeten bayrischen Dame, die einmal Frau Mechtilds Gesellschafterin „im Bad zu Kalw“ gewesen war, ihr Lob singen hören. Bereits Großvater, sollte er sich ja nicht mehr mit Amorschaften abgeben, wie dann auch seine Hausehre Anna sage: „Lapp, dir sollts nun genügen!“ – Aber er kann es nicht lassen und hofft dafür auf der nächsten Fastnacht von seiner „Amie“ einen Kranz aus ihrem schönen Garten verehrt zu bekommen. Der soll ihm dann werter sein als jener, den Gawain für Orgeluse vom Baum des Grano-flanz gebrochen, wie Parzival erzählt. Ritter Jakob fügte zum Geschenk seiner Gedichte noch ein Paar zierlicher Schuhe, da er ja im Gedicht Mechtilds kleine, wohlgestaltete Füße gerühmt habe. Gerne wolle er auch Bücher mit ihr tauschen: 164 besaß er, 94 waren in Frau Mechtilds Bücherei: kein geringer Schatz, waren doch die meisten handgeschrieben. Dies alles und noch mehr reimte der verliebte Ritter in der feierlichen Titur-Wise des Herrn Wolfram von Eschenbach. Der Humanist Nikolaus von Wyle, ein Schweizer von Geburt, später Stadtschreiber von Esslingen und Kanzler der württembergischen Grafen, widmete Frau Mechtild, die er seit 1461 kannte und als „eine Ehre und beson-

dere Zier der württembergischen Lande“ verehrte, etliche Übersetzungen von Äneas Silvius und Petrarca. In seinem „lob der frouwen“ röhmt er Mechtild als „eine große liebhaberin aller Künsten, dero guoter lümde (= Leumund) aller wyshait tugend und menschlichkeit so groß ist, das der mit loben nit mag werden gemeret, noch mit schelten gemindert“. So hielt auch Mechtild große Stücke auf ihn und berief ihn öfters zu sich, einmal zu einer „literarischen Badekur“ ins Wildbad. Antonius von Pforr machte die Gräfin zu ihrem Hofkaplan, weil der gelehrte Herr mit einer Übertragung des indischen Märchenbuches „Pantschatantra“ ihr den wundersamen Märchengarten des Morgenlandes erschlossen hatte.

Für die Musik am Rottenburger Hof sorgten ein Komponist, ein Organist und drei Jungfrauen, die „wie die Engel im Himmel sangen“. Dem Humanismus sollte die Pflege von Kunst und Wissenschaft nur dazu dienen, alle im Menschen liegenden geistigen und seelischen Kräfte zu entwickeln, die Persönlichkeit zu pflegen. So verdanken zwei Universitäten, Freiburg (1457) und Tübingen (1477) Mechtilds Mithilfe ihre Entstehung. Die Stiftungsurkunde von Tübingen nennt neben Graf Eberhard auch den Namen seiner Mutter Mechtild als Mitstifterin.

Die Residenz Rottenburg erlebte unter Mechtild eine hohe Blütezeit. „Sie, deren Wappen und Gedächtnis hin und wider in den Kirchen, Fenstern, Epitaphen, Altären und sonst in der Stadt vielfältig zu finden, hat die Kirchen mit schönen Altären, Orgeln, Ornaten und anderen Gottesgaben herrlich begabt, mit Gemälden auf das schönst und köstlichst zieren, auch die Stadt mannigfach mit nützlichen und notwendigen Bauwerken erbessern lassen“, berichtet der Chronist Lutz von Lutzenhart. So muß denn diese Stadt in den Tagen Frau Mechtilds einen prächtigen Anblick geboten haben. Nur wenig ist heute mehr erhalten. Doch zwei ihrer Stiftungen haben die Jahrhunderte überdauert: der herrliche Stadtwald im Rammert, aus dem noch heute den Rottenburgern jährlich der sogenannte „Haub“ zugute kommt, und als schönste ihrer Gaben: der Marktbrunnen. Ihn hat Frau Mechtild 1470 errichten lassen. „Aus dem grünen Wasser des Beckens steigt seine zierliche, dreikantige Säule auf wie eine steingewordene Fontäne, Rankenwerk schlingt sich um Streben und Fialen, Ritter, Fürsten und Heilige unter Baldachinen stehen in dreifachem Kranz bis hinauf zur einzig schönen Krone der Kreuzblume.“ (Sebastian Blau: „Rottenburger Hauspostille“.)

Der Blitz der heiligen Scholastika



Blitzdarstellung
auf einer Tür des ehemaligen Klosters Mengen (1734)

Blitzschleudernde Engel und Putten sind in den Deckenbildern des süddeutschen Barock und Rokoko keine Seltenheit. Ja, selbst Christus erscheint gelegentlich wie Zeus mit dem Blitz bewehrt. – Dieses antike Thema wird nachweislich aus der italienischen Barockmalerei übernommen, und für

einzelne Deckenbilder mit Blitzengeln, wie in der Kislegger Kirche, lässt sich sogar das ein Jahrhundert ältere italienische Vorbild unmittelbar nachweisen (Neapel-San Domeniko).

Diese Blitzdarstellungen und vor allem ihre fulminante Auswirkung auf Ketzer und Teufel müssen im Barock und im Rokoko sehr volkstümlich gewesen sein. Sie erscheinen auf Tafelbildern, Hinterglasbildern und in dem hier erwähnten Fall sogar auf den Füllungen einer Stubentüre des ehemaligen Klosters in Mengen, dessen Bauzeit in das Jahrzehnt zwischen 1730 und 1740 fällt.

Dargestellt ist auf der oberen Türhälfte die Heilige Scholastika, deren Seele sich in Gestalt einer Taube zu Gott aufschwingt. Darunter schildert der unbekannte Bauernmaler die Vorgeschichte des Todes der Heiligen, wozu die volkstümliche Heiligenlegende folgendes berichtet: am Vorabend ihres Todes erhält die schwerkranke Heilige den Besuch des heiligen Benedikt, mit dem sie ein langes Gespräch führt. Um diesen Disput auch über die Sperrstunde des Klosters hinaus fortsetzen zu können, bittet Scholastika Gott um ein wunderbares Ereignis, das ein längeres Bleiben ihres frommen Gesprächspartners rechtfertigen soll. Dieses Gebet wird erhört. Ein Gewitter zieht herauf, das ein Weggehen des Heiligen nicht ratsam erscheinen lässt.

Die Blitze dieses Wetters sind auf der Türe dargestellt. Sie zucken über dem Kloster und dem schon bereiteten Grab, links im Vordergrund des Bildchens. Aber das Kreuz an der Spitze des Strahls besagt, daß hier ein heiliger Blitz aufleuchtet, der keinen Schaden anrichten kann: ein Blitz mit göttlicher „Sicherung“, bei dem es vor allem auf den Lichteffekt ankommt.

Dieser liebenswürdige Humor kehrt auch in anderen barocken Blitzdarstellungen wieder. Auch dort, wo sich die Blitze gegen Heidentum und Häresie richten, schaffen sie manchmal burleske Situationen, und diese zum Teil recht derbe Komik gibt dem Weltanschauungskampf der beiden Konfessionen eine versöhnliche Note.

Adolf Rieth

A. Rieth, Der Blitz in der Bildenden Kunst, 1953, mit 68 Tafeln und 15 Textabbildungen, Verlag E. Heimeran.

Christiane Hegel

Die Schwester des Philosophen. Von Karl Schumm

„Christiane Luise, geboren den 7. 4. 1773 zu Stuttgart, morgens um 1 Uhr, ist getauft worden auf den dreyeinigen Gott in daßiger Stiftkirche. Dessen Taufpatten waren, Herr Doktor Rinke Stadt- und Amtsphysikus zu Stuttgart. Herr Groß Uncle Commercien Rath Enslen zu Tübingen. Frau Groß Mama Amts O. Amtmännin Günzlerin zu Stuttgart und Jgfr. Christiana Dorothea Breyerin, weyl. Herrn Rentkammer Exp. Rath Breyers nachgelassene Tochter“. (Handschrift des Vaters). Christiane wuchs in Stuttgart auf. Nach dem Tode ihres Vaters, von dem sie 4000 Fl. erbte, wurde sie Gouvernante bei dem Landvogt Grafen von Berlichingen in Ludwigsburg. Ihre Tätigkeit übte sie vor allem bei den Kindern des Grafen in Jagsthausen aus. Justinus Kerner berichtet von ihr in seinem „Bilderbuch meiner Knabenzeit“ (Braunschweig 1849, S. 280) unter dem Kapitel „Hegels Schwester“. Sie wird dort geschildert als „ungemein mager, mit glänzenden Augen blickend, von großer Lebendigkeit, so wie von ausnehmender Güte“. Kerner erzählt, wie sie es unternahm, in Magdkleidern Briefe in einem Gefäß mit doppeltem Boden von der Gattin des Sekretärs Hauff in Ludwigsburg an ihren gefangenen Mann auf dem Asperg zu schmuggeln. Kerner berichtet auch von ihrer zunehmenden geistigen Erkrankung, die sich bis zur höchsten Schwermut steigerte. Ob die Begabenheit und die im Buche Kernes geschilderten Zustände auf Wahrheit beruhen, läßt sich nicht nachweisen. Als eine außerordentliche Erscheinung ist sie ihm jedenfalls in Erinnerung geblieben. Bei dem Grafen war sie bis zum Jahre 1814. Dann zeigten sich Spuren einer geistigen Erkrankung. Am 8. August 1814 schrieb ihr der Graf folgenden Brief: „... Geehrteste Freundin. Endlich muß ich doch daran, Ihnen schriftlich zu erwähnen, was mir mündlich zu tun zu schwer gefallen ist. Ihre Gesundheit ist von der Art, daß ihr Anstrengung schädlich wird, daher kann das fernere Unterrichten der Kinder nicht mehr wohl Ihre Sache seyn, und nur Ruhe und Pflegung kann auf Ihren Körper wohltätig wirken. Ich mißkenne nicht, was Sie an den Kindern geleistet haben; abgesehen von dem Wissenschaftlichen haben Sie ihnen eine strenge Moralität und unbefangene Heiterkeit beygebracht,

ihr Herz vortrefflich gebildet, und – was ich sehr hoch anschlage, einen gewissen richtigen Takt in sie gelegt, nach welchem ein gebildetes Frauenzimmer sich in Gesellschaft frei und zugleich sittlich zu benehmen hat. Es ist Pflicht, daß ich mich gegen Sie nach meinen Kräften dankbar erweise, und biete Ihnen somit eine jährliche Pension von 100 Fl. an, insoferne sich die Zeiten für meine Einkünfte nicht noch mehr verschlimmern. Sollte jedoch gegen besseres Vermuthen der Wiener Kongreß für meine finanzielle Lage ungünstig ausfallen, und ich mich durchaus einschränken müssen, so würde ich genötigt seyn, auch Sie in die Mitleidenschaft zu ziehen und könnte Ihnen alsdann nur 50 Fl. jährlich zusagen, von denen aber in keinem Falle weiter heruntergegangen werden soll. – Dabei verändert sich nichts an unseren freundschaftlichen Verhältnissen. Es wird mir immer angenehm seyn, Ihnen nützliche Dienste leisten zu können, und freuen wird es mich jedesmal, wenn Sie uns auf längere Zeit besuchen wollen.

Ihr Freund und Diener

Joseph von Berlichingen.“

Der Graf hat auch ihre Geldgeschäfte geregelt. Er nahm von ihr am 1. Juni 1814 500 Fl. an, die er ihr zu 5 Prozent verzinst. In den folgenden Jahren wurde diese Summe dem Georg Michael Breuninger in Jagsthausen übergeben, der die Zinsen zum gleichen Zinsfuße bis 1831 ausbezahlt. Bereits vorher hat sie bei der Rentkammer in Jagsthausen 1500 Fl. als Schuld stehen, die ebenfalls bis 1831 mit 5 Prozent verzinst wurden. Der Bruder des Grafen, Freiherr Gottfried von Berlichingen, schuldete ihr 1200 Gulden. Endlich hatte sie bei ihrem Bruder Wilhelm, dem Philosophen, noch 300 Gulden stehen. Jeder Zinstag wird von ihr genau angemerkt und sorgfältig eingetragen. Zu diesen Zinsen kam zur Bestreitung ihres Lebens noch die Pension des Grafen: „Mit dem 1. Juli 1814 fängt mein Ruhegehalt von Sr. Exzellenz H. Staatsrath, Landvogt Grafen von Berlichingen an, und habe sodann vom 1. VII. 1814 bis letzten Dzbr. deselben Jahres mit 50 Fl. erhalten, das Ganze beträgt jährlich 100 Fl.“ Die 100 Gulden Jahrespension erhielt sie bis zum Jahre 1831. – Im Jahre

1818 ist Christiane in Aalen. Dort ist ein Göriz Dekan. Die Familie Göriz durch die Mutter Christianens, geb. Fromm, verwandt mit der Hegelschen Familie stand in liebevoller Beziehung zur alleinstehenden und kranken Christiane. Der Oberpostkassier Göriz in Stuttgart war ihr Vermögensverwalter. In seiner Familie war ihr täglicher Aufenthalt in Stuttgart. Und durch diese Beziehungen kam sie auch nach Aalen. Dort sollte sie ihren Lebensunterhalt in ähnlicher Weise wie in Jagsthausen mit Unterricht der Töchter wohlhabender Eltern in fraulichem Anstand und weiblichen Arbeiten verdienen. Die Schwiegermutter des Philosophen, Frau Susanne von Tucher geb. von Haller aus Nürnberg, machte anlässlich ihres Besuches bei ihrer Tochter und ihrem „guten Hegel“, wie sie ihn immer nennt, in Heidelberg, auf der Rückreise einen Besuch in Aalen und schreibt darüber an ihre Tochter:

Nürnberg, 4. VIII. 1818

... Ich habe Dir noch gar nicht geschrieben, daß ich in Aalen Deine lb. Schwägerin besuchte und einen recht vergnügten Abend mit ihr zubrachte. Ich habe sie sehr heiter, gesund und zufrieden mit ihrer Lage gefunden. Sie ist so gut eingerichtet als es nur immer in Aalen möglich ist, sie hat sich ein großes Zimmer, welches sie zur Miethe hat, worinn sie schläft und Unterricht gibt, unterschlagen lassen, dadurch gewann sie ein artiges Cabinet, in welches sie sich eine Ottomane und Sessel machen ließ. Die Frauen, deren Kinder sie in weiblichen Arbeiten unterrichtet, haben sie mit hübschen Tassen und anderen Kleinigkeiten zu ihrer Einrichtung beschenkt. Wir tranken Thé bei ihr, dann führte sie uns spazieren und zum Herrn Decan – nicht mehr Spezial, der uns sehr freundlich aufnahm, dann blieb sie noch den Abend bei uns und freute sich sehr über alles was wir ihr Gutes und Erfreuliches von Hegel, Dir und Deinen Kindern sagen konnten ...“

Das Gesund- und Heitersein in Aalen war aber nicht von langer Dauer. Der Graf von Berlichingen hatte schon recht als er sagte: „Das fernere Unterrichten kann nicht mehr wohl Ihre Sache seyn, und nur Ruhe und Pflegung kann auf Ihren Körper wohltätig wirken.“ Jedenfalls sah sich im Vorfrühling 1820 der Herr Dekan Göriz genötigt, an den Philosophen nach Berlin zu schreiben und diesem den Ausbruch der Krankheit seiner Schwester mitzuteilen. Der Bruder ist erschüttert ... „Die Nachricht hat mich tief bewegt, es ist das härteste, was den Menschen treffen kann. Von dem früheren

Anfall, der sie befiehl wie sie noch bey Herrn von Berlichingen war, ist sie doch wieder in kurzer Zeit genesen; aber sie hatte freilich eine unglückliche, gereizte Stimmung davon behalten ... Der einzige Trost, den ich dabei haben kann, ist, sie in Deiner liebevollen Aufsicht zu wissen; wie Du mich bereits in Deinem Briefe versicherst, daß ihr nichts abgehe. Was aber weiter zu thun, welche Veranstaltung und Cur mit ihr zu machen, darüber muß ich Dich ebenso um Deine freundschaftliche Sorge und Entscheidung bitten. Indem es zunächst der körperliche hysterische Zustand ist, der die innerlichen Leidenschaften zu dieser Entbindung bringt, so möchte noch die Hoffnung in Deine liebevolle Vorsorge, verbunden mit ärztlicher Behandlung, zur Wiederherstellung gesetzt werden können; da sich wohl in ihrem verwirrten Zustande zugleich das Bewußtsein mit der sie umgebenden Wirklichkeit vorfindet, so ist Deine Sorge um sie das wohltätigste für ihr zerrüttetes Gemüth, dessen Bändigung eben so der Achtung und der Scheu bedarf, die sie vor Dir haben wird.“ (Originalbrief in der Universitätsbibliothek in Tübingen, abgedruckt im Hegel-Archiv, Bd. 1. H. 2, hg. v. Georg Lasson).

Der Philosoph, der ihr seit es ihm möglich war, alljährlich ein Geldgeschenk machte, übersandte sofort die bei ihm stehenden 300 Fl. Dekan Göriz schickte sie mit dieser Summe in die Irrenanstalt nach Zwiefalten. Mit der Bevormundung durch Göriz scheint Christiane nicht ganz einverstanden gewesen zu sein. Ihre Schriftzüge haben sich gegenüber den früher geschriebenen verändert, sie scheinen Verbitterung auszudrücken, wenn sie in ihr Ausgabebuch schreibt: „Von H. Decan M. Göriz in Aalen wurde ich vom May 1820 bis auf den August 1821 aus Ansinnen meines Bruders, Prof. in Berlin administriert, habe noch keine Abrechnung erhalten.“ Hier bricht die Schrift ab. – Auch ihrem Bruder in Berlin macht sie Vorwürfe. Er erwidert ihr in brüderlicher Zurechtweisung. In Zwiefalten war sie kein volles Jahr. Vom Frühjahr 1821 ab beginnen wieder die Einträge in ihr Kassenbuch. Das „Interim H. Decan Göriz“ ist beendet. Christiane wird als geheilt aus der Irrenanstalt entlassen. Weihnachten 1821 wird sie auf Veranlassung der Frau Susette von Tucher von deren Schwägerin, der Frau des in Stuttgart lebenden Obersten und Kriegsrates von Haller aufgesucht. Über den Eindruck des Besuches schreibt die Mutter von Tucher an ihre Tochter nach Berlin: ... „Mine (Frau von Haller) war so gut vor ihrer Ab-

reise (nach Nürnberg) in Stuttgart noch Deine Schwägerin zu besuchen, sie fand solche recht nett und freundlich eingerichtet, vollkommen hergestellt und heiter und in voller Tätigkeit, mit Unterricht im Französischen, der ihr reichlich einträgt, sie aber auch sehr beschäftigt; sie freut sich der erhaltenen guten Nachrichten von Euch, und der lieben Briefe der Kinder.“ Also wieder „in voller Tätigkeit“. Die Mahnung des Grafen von Berlichingen wurde erneut in den Wind geschlagen. Doch scheinen die folgenden Jahre nicht eben zu „heiter“ gewesen zu sein. Wir haben wenig Nachrichten aus diesen Jahren. Sie wird in aufopfernder Weise von Herrn Med.-Rat Schelling mit aller ärztlichen Kunst betreut. In der Familie des Post-Kassiers Göriz geht sie ein und aus. Sie hat treue Freundinnen um sich, Trägerinnen wohlbekannter schwäbischer Namen. Da ist die Frau Geheim-Sekretärin Hauff geb. Elsäßer, die Jungfer Henriette Hauff, des Landschaftskonsulenten hinterlassene Tochter, die Jungfer Hofacker und die älteste Tochter des Herrn Dekan Gerok. Die Zinsen aus den ausgeliehenen Kapitalien, von dem Grafen von Berlichingen getreu verwaltet, laufen terminweise ein, die Pension kommt regelmäßig, und auch der Bruder schickt Geld, soweit es in seinen Kräften steht. Aber sie ist allein, sie fühlt sich einsam. Die Tätigkeit ist sprunghaft, das ruhige gleichmäßige Arbeiten, eine Lebensnotwendigkeit ihrer Familienanlage, gelingt ihr nicht mehr. Sie weiß von ihrer Krankheit. Der Bruder, an dem sie als einzigm näheren Verwandten in schwesterlicher Liebe hängt, ist weit weg; ihre Einsamkeit wächst; die Einsamkeit gebiert die Angst, und die Angst sucht sich zu realisieren. Sie sieht ihr Leben vor sich, sie wird in ihrem Alter von dem guten Willen einer fremden Umgebung abhängig sein. Sie will aber nicht abhängig sein. Die Tage in Aalen sollen nicht mehr wiederkehren. Sie sucht der Abhängigkeit entgegenzutreten, indem sie einen „Nothpfennig“ von Ersparnissen zurücklegen will. Die wohltätigen Bürger Stuttgarts geben ihr Unterstützungen, die Stiftungen werden von ihr beansprucht, auch der König steuert aus seiner „Privatschatulle“ zu ihrem Unterhalt bei. Die Einträge der einzelnen Summen geschehen mit größter Genauigkeit, sie verraten aber in den Schriftzügen die innere Aufgeregtheit und Unruhe. – Auch der Gedanke, daß sie mit ihrem ersparten „Nothpfennig“ eigentlich so ziemlich sorgenlos ihrem Alter entgegengehen könnte, scheint sie nicht mehr beruhigt zu haben. Nun erst kommt ihr wohl die Erkenntnis, daß ihre

Krankheit nicht von außen geheilt werden kann. Sie erkennt das Qualvolle ihres Zustandes; und sie weiß nun auch, daß nur der Tod Erlöser sein kann.

Dem Betrachter scheint sie ruhiger geworden zu sein.

„Über deine Schwägerin kann ich dir Gottlob Nachricht ihres erträglichen Befindens mitteilen. Mutter Haller schreibt, sie sey sehr ruhig und stille, zwar teilnahmslos aber doch gelaßen. Sie verlangt ins Bad Deinich (Teinach) zu gehen, was Schelling sehr billigt . . .“ (Brief der Susanne Tucher an ihre Tochter vom 16. 7. 1831). „Sehr ruhig und still“ und „gelaßen“, so schien sie dem Besucher. Doch dieser wußte nicht, daß bereits am 8. September ein Testament gemacht worden ist. Man konnte ihr jetzt nichts mehr anhaben, die Zukunft drohte nicht mehr, die Vergangenheit war abgeschlossen, durch ihren Tod sollten keine Freunde in Anspruch genommen werden. Die Tragödie durfte nicht in Stuttgart ihren Abschluß finden, es waren dort zu viele Bekannte, zu viele Erinnerungen und zu viele Beziehungen. In der ländlichen Stille Teinachs, wo ein Fluß wie einst in den glücklichen gesunden Jahren im Schlosse in Jagsthausen mit seinem unendlich ruhigen Geplätscher Freund sein konnte, glaubte sie den Ort ihrer letzten Lebenstage zu finden. Sie reist in Begleitung einer Magd nach Teinach und nimmt in der „Krone“ bei Herrn Firnhaber Wohnung. In Teinach scheint sie sich wohl zu fühlen. Die Magd sorgt für den Lebensunterhalt. Im übrigen ist sie viel daheim. Sie braucht Ruhe und Zeit, um ihre letzten Willensanordnungen noch einmal durchzudenken. Das Geld sollen die Söhne ihres bereits verstorbenen Bruders in Berlin bekommen. Ihren anderen Bruder, den Hauptmann Hegel im 1. wttbg. Infanterie Regiment kann sie nicht mehr mit ihrer Liebe bedenken, er ruht seit 1812 unter russischem Eis und Schnee. Sie war aber der Meinung, als sei dieser Bruder dem verstorbenen Expeditionsrat Günzler und den Söhnen des Cameralverwalters Göriz in Gundelsheim je 100 Gulden schuldig geblieben. – Das war allerdings eine Täuschung, die sich hernach aufklärte. Aber sie wollte die Sache aus ihrem unbedingten Rechtsgefühl heraus nicht auf sich beruhen lassen und schloß die Erben des verstorbenen Günzler und die Söhne des Herrn Göriz in ihr Testament ein. „Es sollen den Erben des Exp. Rat Günzler und den beiden Söhnen des Cameralverwalters Göriz diejenigen 100 Gulden, welche jeder ihrem im russischen Feldzuge gebliebenen Bruder Ludwig Hegel geliehen habe, zusammen also 200 Gulden aus der

Verlassenschaft bezahlt werden.“ In klarer Überlegung werden die einzelnen Freundinnen und Wohltäter mit einer Erinnerung bedacht. Ihre einstigen Schülerinnen, die Frfr. von Varnbühler, die Freifrau von König, von Berlichingen, von Baum-bach erhalten Erinnerungsstücke. Der H. Mediz. Rat Schelling „der nie etwas von mir nahm“, soll die Büste des Herrn Professor Hegel, der Hof Caplan Grüneisen die Medaille mit dem Bilde des Philosophen erhalten. Zum Schluß der langen Reihe werden noch ihre Mädchen und die „Luise bei der Frau von König in Münster“ bedacht. Sie gibt jetzt nur noch. Alle Anordnungen sind klar und mit fester Schrift geschrieben.

Am 30. Januar 1832 unterschreibt sie:

Dieses alles habe ich wohlbedacht und wohlüberlegt niedergeschrieben und erwarte um so mehr, daß diese meine letzte Willens Meynung um so mehr geachtet und vollzogen werde. Dieses alles ist meine eigene Hand und Unterschrift und mein, das einzige von meinem seeligen Vater hinterlassene Familien-siegel.

(Siegel)

Teinach, den 30. Januar 1832
Christiane Luise Hegel.

Ihr Bruder war auf der Höhe seines Ruhmes am 14. November 1831 in Berlin gestorben. Damit war ihr das letzte, was sie an diese Welt band, genommen worden. Sie war mit ihr fertig und nahm ihr Geschick selbst in die Hände.

„Heute Mittag kurz vor Tisch machte der Herr Oberpostkassier Göriz allhier (Stuttgart) der Theilungskommission des königlichen Obertribunals die Anzeige, daß nach einer ihm zugekommenen Nachricht die Jungfer Christiane Luise Hegel, eine Tochter des längst gestorbenen Expeditions Rat und Rentkammer Sekretärs Hegel in ihrem geistes-kranken Zustand während ihres Aufenthaltes in Teinach, wohin sie vor einiger Zeit gebracht worden sei, sich am 2. d. M. in dem Fluß Nagold ertränkt und in der Gegend bei Kentheim aus dem Wasser gezogen worden sey.“

Dann bringt der Bote noch die Rechnung des Herrn Gastwirts Firnhaber zur „Krone“ in Teinach mit einem Bericht.

„... Die Verewigte wurde auf dem Trauerwagen zu ihrer gewünschten Ruhe, nachmittags 4 Uhr gebracht, begleitet von mir, Herrn Decan, H. Dr. Caißler und dem Wundarzt Schuler, der die Rettungsversuche bei ihr machte. Sie wurde mit allem Verstand und Achtung behandelt.“

Aus einem schwäbischen Pfarrhaus vor 200 Jahren

Von Adolf Schabl

Blicke in den Alltag vergangener Zeiten sind selten möglich. Für gewöhnlich ist dieser eine untergegangene Welt. Und doch kommt uns das Vergangene recht eigentlich erst durch seinen Alltag menschlich nahe; denn wir sind Menschen und sind auf das Menschliche als Mittler angewiesen. Bietet sich doch das Leben ferner Jahrhunderte – und wir bedürfen seiner – meist nur im Fest- und Feiertagsgewand der großen Kirchen oder etwa im Staatskleid der Burgen und Schlösser dar. Wie anders ist es schon, wenn wir – im Unterschied zu einem Münster oder einem Dom, vielleicht auch nur einer Stadtkirche – eine ländliche Kirche betreten. Die niederen Raumverhältnisse, die handwerklich bäuerlichen Schnitzereien lassen einen solchen Bau dem Alltag, auch dem Alltag von einst, und seinem Menschen näher erscheinen; und wohl können von unseren Dorfkirchen die Verse gelten:

Tief liegt die Decke
wie in Stube und Kammer,
– es duckt sich die Orgel unters Gebälk –
Nahe am Boden ist Alles
wie in Scheuer und Stall,
so enge beisammen,
daß Fremdes nicht sein kann:
derber Altar und bauchige Kanzel,
aus gleichem Holze geschnitztes
heiligstes Bildwerk und Bauerngestühl.
Es war wohl Gott hier immer recht nahe
den Menschen.
Vorn, im dunkeln Alkoven des Chores
essen und trinken sie Ihn
im selber geernteten Brot
und Wein ihrer Reben –

Um wieviel mehr müßte der Blick in das Leben eines Dorfpfarrers uns mitten hineinführen in den lebendigen Alltag gewesener Zeiten, die wir so gerne auferstehen lassen möchten.

Eine kleine untergegangene Welt solcher Art erhebt sich vor unseren Blicken, wenn wir die im Staatsarchiv in Ludwigsburg begrabenen Briefe zweier Pfarrer aus dem kleinen Ort Zell im Aichelbergischen (Kreis Göppingen) uns zu Gemüt führen. Sie kämpfen beide um den Neubau ihrer geradezu schändlich dürftigen Pfarrbehausung und geben dabei Schilderungen ihrer Lebensumstände von großer Ursprünglichkeit und Frische. Ihr Kampf gilt dabei weniger dem Herzog Karl Eugen, an den sich die Briefe mit der Anrede „Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr“ wenden, als dem hochlöblichen, aber sehr sparsamen herzoglichen Oberkirchenrat. Dessen Anweisungen gehen Jahre lang darauf hinaus, nur „das Allernöthigste repariren

zu lassen" und „dabei aber alle große Cösten äußerst zu menagiren“; und als endlich 1758 zwar nicht ein Neu-, so doch ein Umbau nach dem „moderirten“ d. h. herabgesetzten Bauüberschlag stattfindet, da wird ausdrücklich bestimmt, diesen Überschlag nicht zu überschreiten, „vielmehr daran, wo es möglich, etwas zu ersparen“.

Gleich der erste Brief des Pfarrers Mauchart vom 6. Februar 1745 schildert treffend die Zustände im damaligen Pfarrhaus zu Zell. Mancher Leser wird daraus zu seinem Erstaunen entnehmen, daß ein Pfarrer des 18. Jahrhunderts vorzüglich auf Naturalbesoldung gestellt war und sich diese dazuhin noch als Bauer – der Pfarrer von Zell war besonders auf Viehzucht angewiesen und hatte sechs Kühe im Stall – zu verdienen hatte.

Nachdem der Briefsteller eingangs der Bitte Ausdruck gegeben hat, der Herzog möge ihm die Gnade der Errbauung eines neuen Pfarrhauses angedeihen lassen, führt er in bezug auf das bestehende aus: „Dasselbe ist 1651, nachdem in dem dreissigjährigen Krieg das gestandene abgebrant worden, aus einem alten andern anderswo gestandenen Hausz, wie das Gebälk klar anzeigt, herausgezimmert und erbauet worden.“ Es sei hier eingestreut, daß der Brauch, Fachwerkhäuser zu versetzen, nach dem Dreißigjährigen Krieg weit verbreitet war; so wurde etwa das Hegnacher Pfarrhaus 1646 nach Waiblingen verbracht und dort als Dekanatshaus wiedererstellt. Pfarrer Mauchart fährt mit einer Beschreibung des Zeller Pfarrhauses fort: „Es ist kaum 40 Schuh lang (etwa 12 m), und 30 breit und bestehet nach alter Bauart aus drei sehr niedrigen Stockwerken, darinnen sich ein Pfarrer sehr behelfen muss. Das unterste Stockwerk hat blosz: 1. einen Viehstall, kaum zu 6 Stücken (und doch muß ein Pfarrer allhier bey ziemlich vielem Futter aus eigener Pfarr- und zehentbaren Wiesen von der Viehzucht sich vornehmlich nähren); und 2. in einer Holtz-Kammer, durch welche der Kellerhalsz und drei Lufftlöcher herauflögen, also allerdings unbrauchbar ist. Das Gewölb des Kellers ist so schlecht, dasz bald da, bald dort ein Stück hinunter bricht. Das mittlere Stockwerk, darauff man eigentlich wohnet, hat eine Stube, die klein ist, eine Stuben-Kammer, eine Küchen und ausser diesem sonst kein Gemach. Zwar ist auch eine Studierstube vorhanden, welche aber billicher, weil sie über die Mässen klein, ein Futtral über einem studierenden Manne, als ein Musicum (Wohnstatt der Musen) zu nennen ist, und noch darzue den Sommer über vor Gestandk nicht darinnen zu bleiben ist, weil das Cloac nächstens daran hinunter geht. Das dritte Stockwerk, so alles, was unter dem Dachstuhl ist, in sich begreift, hat drei kleine Cammern, durch die eine geht das Camin hinauf, ist also wenig nütz. Die zweite muss ich den Mägden überlassen und die dritte muß ich vor mich und meine Kinder zu einer kümmерlichen Retirade behalten. Dann weil auff dem mittleren Stockwerk kein

Zimmer ist, ausser der Stuben-Cammer, so muß ich, wann ich nur übernacht einen fremden Menschen beherbergen solle, ihm die Stuben-Cammer einräumen und meine und der Meinigen Lagerstatt entweder so lang in der Stuben auff dem Boden machen oder in diese Cammer unter das Tach entweichen... Endlich ist zu obristen unter dem Fürsten (First) noch ein Fruchtboden, wie eng es aber seye, mag daraus abgenommen werden, weil ich nicht einmal meine Naturalbesoldung beyderley Arten daselbst auffbehalten kann, sondern entweder vor der Zeit verkaufen oder in ein frembd Hausz legen musz.“

Das Seltsame ist, daß der nachgesuchte Neubau vom Herzog genehmigt wurde, aber doch nicht zur Ausführung kam, anscheinend wegen Pfarrer Maucharts Versetzung nach Düsseldorf; in einem Brief bekennt dieser übrigens, daß ihm überhaupt „vor dem Bauen grauet“, auch sei es hinderlich gewesen, daß „es Gott gefallen im abgewichenen Sommer und Späting meine Familie sowohl mit langwieriger und schwerer Krankheit, da 7 Personen derselben (wir sehen, Pfarrersfamilien waren schon damals zahl-, bzw. kinderreich) am Hitzigen Fieber gelegen, als auch mit andärwältiger Fatalität, da meine Tochter durch einen Fall den Fuß gebrochen, heimzusuchen...“

Seltsamer ist, daß dem Nachfolger Pfarrer Joh. Rud. Osianer der Neubau verweigert wurde, trotzdem er in den nächsten Jahren darum in nicht weniger als acht Briefen in geradezu flehentlicher Weise bat. Auch er läßt es nicht an sehr vielsagenden Beschreibungen seiner Umgebung fehlen. Am 23. 1. 1749 hören wir, daß „die Wandungen mehrenteils eingefallen und nur mit Brettern vernagelt, sowohl der steinerne als bretterne Boden aller Orten schadhafft“ seien. Über die Stubenkammer, die gewöhnlich als Schlafstube zu dienen hatte, erfahren wir am 27. 10. 1751: „und diese ist ob dem Kühstall und kann winterszeit wegen des starken Dufftes auf keinerley Art genuzet werden, und Alles muss in der einzigen Wohnstuben schlafen...“ Ja, sogar die Geräte müssen in dieser aufbewahrt werden, „weilen in der Stuben-Kammer, die ob dem Kühstall, alles anläuft, feucht und schimmlicht wird“. Auch 1754 war es noch nicht besser geworden; wir lesen, dass „winterszeit in der Wohnstuben nur allein vier Kinderbettladen ohne die übrigen Meuble stehen, so daß sich fast nicht darin zu regen.“ Im gleichen Jahre wäre übrigens das Haus infolge des schadhaften Kamins fast abgebrannt; es kam zu einer Ausbesserung desselben, die aber nicht von Dauer war. 1758 sind aus den vier Kindern fünf geworden, und wir vernehmen am 19. 1.: „Wir haben uns aber mahlen diesen Winter mit unseren fünf Kindern und Gesind in einem engen Stüblen, darinn noch ein Verschlag, behelfen müssen, ... Dass nachts müssen wir wieder alle beysammen in einem engen Kämmerlen schlafen, und haben auf der untern Etage weiters kein Zimmer, nicht einmal nur eine Speisz-Kammer, dasz

wir etwas von Victualien aufheben könnten ... und ist das ganze Haus so beschaffen, dass nicht bald ein Bauer hier so schlecht bewohnt." In diesem Jahr endlich wurde den dauernden Bitschreiben insofern stattgegeben, als der Viehstall in die Scheuer verlegt wurde; an seine Stelle kamen Zimmer. In diesem Zustand stand das Haus bis zum völligen Umbau 1830/31. Die 1770 unter Pfarrer M. Haldenwang neu errichtete Scheuer steht nicht mehr. Die Bauakten werfen ein bezeichnendes Licht auf die Art der Ausführung von Bauten in der damaligen Zeit. Nachdem der Kirchenratsbaumeister Wilh. Fr. Goez am 27. 1. 1770 einen Bauüberschlag geliefert hat, wird der Bau an die Handwerker vergeben. Ein „Abstraichs-Protokoll“ vom 17. 4. zeigt uns, daß die Zimmer- und Maurermeister, die sich gemeldet hatten, auf einen bestimmten Tag zusammengerufen und einzeln gehört wurden; dann wurde das niederste Angebot bekanntgegeben, worauf der eine oder der andere das seine unterbot, es jedoch auch geschehen konnte, daß „bei Bekanntgabe und Anfrage eines ferneren Nachlasses ein allgemeines Silentium“ entstund. Bei Angeboten gleicher Höhe erhielt der am nächsten Wohnende den Auftrag. Daß dabei die Bauausführung nicht immer dem fähigsten Meister gegeben wurde, leuchtet ein. Nur so ist es zu erklären, daß etwa das erst 1714 völlig erneuerte Pfarrhaus im nahen Schlierbach von 1428 im Jahre 1767 neu gebaut werden mußte.

Schwaben und Donauschwaben

Von Johann Weidlein

Die deutschen Siedlungen im Karpatenraum, auf dem Gebiete des ehemaligen Ungarn, können in zwei große Gruppen eingeteilt werden. In die erste Gruppe gehören die Deutschtumsgebiete Siebenbürgens, der Slowakei und Westungarns, die alle schon im Mittelalter entstanden sind; in die andere die deutschen Siedlungen des Temeschwarer Banats, der Batschka, der Schwäbischen Türkei, des Ungarischen Mittelgebirges und der innerungarischen Städte; sie alle haben ihre deutsche Bevölkerung erst nach Vertreibung der Türken, also seit 1687 erhalten. Während die Deutschen der mittelalterlichen Siedlungsgebiete verschiedene Namen haben und auch von den Nachbarvölkern Sachsen, Zipser, Heidebauern, Bohnzüchter usw. genannt werden, hießen die Deutschen in den neuzeitlichen Siedlungen einfach *Schwaben*. Diese Benennung, die von den madjarischen, rumänischen und südslawischen Nachbarvölkern herrührt und im Zeitalter des übertriebenen Nationalismus einen spöttischen Beigeschmack haben sollte, wurde allmählich auch von der deutschen Wissenschaft aufgegriffen, und unter diesem Namen, beziehungsweise als Donauschwaben sind die Deutschen des ehemaligen mittel- und südungarischen Raumes auch bei den Deutschen des Mutterlandes bekannt geworden. Wie wenig aber die Donauschwaben

mit den echten Schwaben zu tun haben, müssen wir heute, wo etwa 150 000 Donauschwaben im Schwabenland aufgenommen worden sind, nicht besonders betonen. Baiern, Franken, Hessen und Pfälzer bilden nämlich die überwiegende Mehrheit der sogenannten Donauschwaben, und nur ausnahmsweise trifft man in ihren Reihen echte Schwaben an. Um so interessanter ist die Frage nach der Ursache ihrer Benennung.

Er dürfte bekannt sein, daß nach der Befreiung Ofens durch die kaiserliche Armee im Jahre 1686 Markgraf Ludwig von Baden, der Türkenlouis, es war, der mit den Truppen des Schwäbischen Kreises die weiten Gebiete Ungarns westlich der Donau dem Türk in einem großartigen Siegeszug entriß, und nachher bis zu seiner Abberufung an die Westfront Oberbefehlshaber der gesamten kaiserlichen Armee an der Südostfront wurde. Seine größte Waffentat, der Sieg bei Slankamen (1691) ist zugleich auch ein Ruhmesblatt in der Geschichte der südwestdeutschen Länder. Somit waren also die ersten deutschen Soldaten, die mit der Bevölkerung Mittel- und Südungarns in Berührung kamen, hauptsächlich Schwaben, und der Schwabenberg bei Budapest verdankt gerade den schwäbischen Truppen seinen Namen. (Erst in letzter Zeit hat man ihn umbenannt, zumal man sich der Befreiungstat der Schwaben nicht gerne erinnert hat.) Schon diese einzige Tatsache, daß bei der Vertreibung der Türken die Schwaben eine führende Rolle gespielt haben, würde die Entstehung des Namens „Schwaben“ zur Bezeichnung der deutschen Bevölkerung in den neuzeitlichen Kolonien Ungarn erklären. Es ist doch selbstverständlich, daß die Südostvölker den Unterschied zwischen den einzelnen deutschen Stämmen nicht erkannten und daher nannten sie eben alle Deutschen, die seit 1687 nach Ungarn kamen, einfach Schwaben, da ja die ersten Deutschen, mit welchen sie es zu tun bekommen hatten, auch Schwaben waren. Etwas Ähnliches war übrigens auch mit den Siebenbürger-Sachsen geschehen, die auch keine Sachsen, sondern Moselfranken sind. Die ersten Deutschen, die im 12. Jahrhundert nach Siebenbürgen gelangten, waren nämlich echte Sachsen aus Nordwestdeutschland. Heinrich der Löwe hatte als Sachsenherzog um die Mitte des 12. Jahrhunderts dem Ungarnkönig Geysa II. gegen Ostrom Waffenhilfe geleistet, und als unter demselben Ungarnkönig dann die ersten Deutschen in Siebenbürgen und in der Zips angesiedelt wurden, hat man diese unbeachtet ihrer tatsächlichen Herkunft auch nur Sachsen genannt. Bei den Donauschwaben ist die Lage doch nicht ganz dieselbe wie bei den Sachsen, denn unter den deutschen Kolonisten, die nach der Vertreibung der Türken in Ungarn angesiedelt wurden, gab es auch viele echte Schwaben. Besonders wichtig dürfte sein, daß gerade die ersten Kolonisten überwiegend Schwaben waren. Gleich nach Beendigung der Kriegszeiten (1711) begann die Neubesiedlung der Grafschaft Sathmar jenseits der Theiß: bis zuletzt hatte es hier nur schwäbische Mundarten gegeben. Die ersten Kolonien in der Schwäbischen Türkei (Tevel, Kleindorog) wurden ebenfalls von Schwaben an-

gelegt; nach einer Zerstörungszeit von fast drei Jahrhunderten war die Kirche der Schwaben zu Tevel (1715) der erste Erfolg einer neuen Periode des Aufbaus. Auch in der Batschka haben die Schwaben das erste deutsche Dorf (Neudörfel-Novoselo) gegründet. Selbst die Deutschen der Budapest Umgegend, die doch eine bairische Mundart sprechen, wissen noch, daß die ersten Ansiedler ihrer Dörfer aus Südwestdeutschland stammten, nur daß etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu dem Rest der schwäbischen Kolonisten, den die furchtbare Pest von 1739 nicht dahingerafft hatte, Nachzügler aus Bayern und Österreich hinzukamen, deren Sprache den schwäbischen Dialekt der ersten Ansiedler allmählich überdeckte. Nur im östlichen Randgebiet, südlich von Pest, konnten wir noch deutliche Spuren eines schwäbischen Dialekts finden.

Echte Schwabendörfer, die bis zuletzt einen schwäbischen Dialekt gesprochen haben, hat es im Südosten eigentlich nur wenige gegeben. Außerhalb des Sathmargebietes lebten Schwaben in Hajós (Komitat Pest), in der Umgebung von Sárospatak, in dem bereits erwähnten Neudörfel in der Batschka, in einigen Ortschaften der Schwäbischen Türkei und in Saderlach bei Arad. In Saderlach wurde eigentlich ein echter alemannischer Dialekt gesprochen, und auch der von Großarpad bei Fünfkirchen wies schon deutliche alemannische Spuren auf. Mit Bohnenberger nannten wir ihn voralemannisch. In etlichen Dörfern fanden wir das Schwäbische bereits mit fränkischen Elementen vermischt sowohl in der Schwäbischen Türkei, das heißt im Fünfkirchner Hügelland, als auch in der Batschka. Es ist leider eine Tatsache, daß sich das Schwäbische mit seinen oft auffallenden, sogenannten primären Laut- und Formenerscheinungen im Kampfe mit anderen Mundarten nur selten behaupten konnte: das Bairische und das Rheinfränkische hat sich fast immer als stärker erwiesen. Man muß schon froh sein, wenn man als letzte Spuren einer schwäbischen Kolonistengruppe in der heutigen Mundart einige Ausdrücke findet, die man als echt schwäbisch ansprechen kann. *Wo gehscht na?* hörte man in den Batschkaer Dörfern Waschkut, Nadwar, Kunbaja, Tschatalja, Stanischitz, und dieses *na* ist als schwäbisches Relikt anzusehen, denn es heißt doch in allen übrigen Dörfern *hin*. Über das pfälzische Sekitsch in der Batschka hat die Herkunftsforchung nachgewiesen, daß ein Drittel seiner Kolonisten aus der Ulmer Gegend stammte. In der Mundart deutete (1944) nur noch die schwäbische Verkleinerungssilbe und das *ana* für *bin* auf das einstige Vorhandensein schwäbischer Kolonisten hin.

Es gibt aber auch eine andere Möglichkeit, schwäbische Spuren im Südosten aufzudecken: die Gassen- und Flurnamen, die oft vom Vorhandensein schwäbischer Gruppen berichteten. Da gab es in Bataszek (Schwäbische Türkei) eine Schwarzwäldergasse, bei den Hessen in Varsad (ebda) eine Württembergergasse, in dem bereits völlig madjarisierten Dorf Rakamaz an der Theiß einen Württemberg (Wald), in manchen Dörfern der Schwäbischen Türkei Schwabenfelder, Schwabenweingärten usw. Solche

Namen deuten freilich meistens nur so viel an, daß es in diesen Ortschaften eine schwäbische Minderheit gegeben hat, die von den anderen abgesondert wohnte, später ankam und deshalb ihre Felder abgesondert erhalten hatte, zeugen aber immerhin von der einstigen Anwesenheit von Schwaben, die wir mit anderen Hilfsmitteln, da genaue Aufzeichnungen über die Herkunft der Kolonisten fehlen und auch ihre Mundart verschwunden ist, niemals hätten feststellen können.

Wir haben einleitend behauptet, die Donauschwaben seien überwiegend Baiern, Franken, Hessen und Pfälzer; bei einer genaueren Untersuchung stellt es sich doch heraus, daß wir mit dieser Behauptung zu viel gesagt haben. Man kann und darf nämlich nur so viel behaupten, was man mit Bestimmtheit weiß: die Donauschwaben sprechen hauptsächlich bairische, fränkische, hessische und pfälzische Mundarten. Wieviel schwäbisches Blut in ihnen fließt, kann man ohne genaue Daten nicht behaupten wollen. Und mit der Bezeichnung Donauschwaben dürfte es auch seine Richtigkeit haben, wie wir eben nachzuweisen versuchten. Jedenfalls liegt in diesem Namen ein schönes Stück südwestdeutscher Geschichte, eine 250jährige Pionierarbeit für das Abendland, auf welche das gesamte deutsche Volk für alle Zeiten stolz sein kann.

Der schwäbische Anteil an der Erforschung Indiens

Von Wilfried Nölle

Der schwäbische Anteil an der Erforschung der materiellen und geistigen Kultur Indiens ist beträchtlich. Wenn man von dem nur wenige Wochen dauernden Aufenthalt des nach 1616 in Tübingen verstorbenen Arztes und Weltreisenden Andreas Josua Ultzheimer in Goa und Calicut an der Westküste Indiens im Jahre 1605 und der auf Veranlassung des Grafen Eberhard im Barte erfolgten Übersetzung der umfangreichen indischen Fabelsammlung „Pancatantra“ (Die fünf Bücher) aus dem Lateinischen ins Deutsche durch Anton v. Pforr (erstmals gedruckt im Jahre 1483) absieht, dann kann man jene geistig so quellende Zeit vor fast 120 Jahren, da in Tübingen von Heinrich Ewald – einem der „Göttinger Sieben“ – Sanskrit, die heilige Sprache der Brahmanen gelehrt wurde, als den eigentlichen Beginn der Tübinger Indologenschule und der geistigen wie praktischen Beschäftigung mit einem Kulturreis zu Beginn des 19. Jahrhunderts dem europäischen Bewußtsein erschlossen haben.

Ewalds Schüler war Rudolf v. Roth, in Stuttgart im Jahre 1821 geboren und 1895 in Tübingen gestorben. Roth hatte sich neben den obligatorischen theologischen Vorlesungen, die er als Stiftler zu besuchen hatte (vgl. E. Müller, Stiftsköpfe, Heilbronn 1938), schon früh mit dem Sanskrit und dem Persischen befaßt. Als 25jähriger

veröffentlichte er seine damals epochemachende Schrift „Zur Literatur und Geschichte des Veda“ (Stuttgart 1846) und unternahm damit den ersten Versuch, das geschichtliche Problem dieses ältesten Denkmals arisch-indischer Sprache, Literatur und Religion mit den Mitteln der abendländischen kritischen Methode anzugreifen. Was Roth, der 1848 Professor für Indologie und 1856 Direktor der Universitätsbibliothek in Tübingen wurde, uns aus dem Veda mitteilt, sind nicht philosophische Gedanken, sondern die Spuren der unzähligen Kämpfe, die im Fünfstromland von den einzelnen arischen Stämmen geführt worden sind.

Der Veda bietet die Ausgangsstellung, von der aus das indische Mittelalter, der Brahmanismus und Hinduismus in vielen Einzelheiten verstanden werden kann. Roths Arbeiten über dieses kostbare Glied der Kette, durch die die nach Indien im zweiten vorchristlichen Jahrtausend verschlagenen Indogermanen sich an Iranier und damit an die Europäer anschließen, sowie seine Studien zum Atharvaveda aus Kashmir – der wertvollsten indischen Handschrift der Tübinger Bibliothek – und seine Mitarbeit an dem von O. v. Böhlingk herausgegebenen Großen Petersburger Sanskrit-Wörterbuch wurden von den Fachgenossen seiner Zeit sofort anerkannt. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß sich bald ein großer Schülerkreis um den Mann in Tübingen versammelte, der seine Fürsorge für das spätere Gedeihen der schwäbischen indologischen Studien in glänzender Weise durch seinen letzten Willen bestätigte, demzufolge seine private, recht umfängliche Handschriftensammlung in den Besitz der Tübinger Bibliothek übergegangen ist.

Zu den berühmt gewordenen Schülern R. v. Roths gehören der aus Ostdorf stammende Martin Haug, ferner Ernst Trumpp aus Ilsfeld, die beide später in München Professuren bekleideten, Karl F. Geldner, der hervorragende Marburger Sanskritist und nicht zuletzt der Begründer der amerikanischen Indologie William Dwight Whitney, der bis zu seinem 1899 erfolgten Tode Professor am Yale-College zu Newhaven, Connecticut, war und sich ebenfalls als Vedist hervorgetan hat.

Martin Haug (1826–1876), gleicherweise als Sanskritist und Iranist bekannt geworden, arbeitete lange Jahre in Poona, dem Hauptsitz der Sankritgelehrsamkeit im westlichen Indien und veröffentlichte – bedingt durch die enge Zusammenarbeit mit den Parsen, den Nachkommen der im achtten nachchristlichen Jahrhundert nach dem Zusammenbruch des Sassaniden-Reiches aus Persien nach Indien eingewanderten Zarathustriern – seine „Essays on the Sacred Language, Writings and Religion of the Parsees“ (Bombay 1862), die nicht nur in Deutschland größten Widerhall fanden. Zu seinen Schülern in München gehörten unter anderem auch die Indologen Julius Jolly (1849–1932, Professor in Würzburg) und Alfred Hillebrandt (1853–1927, Professor in Breslau).

Karl F. Geldner (1852–1929) ging von Tübingen nach Berlin und von dort nach Marburg und hinterließ eine vollständige Übersetzung des Rig-Veda, des ältesten

Teiles der vedischen Sammlungen, die vor kurzem endlich erschienen ist. Neben dieser Krönung seines Lebenswerkes gab K. F. Geldner im Kohlhammer-Verlag (Stuttgart) 1885 das „Avesta“, die Sammlung der Lehren und Vorschriften der zoroastrischen Religion aus dem sechsten oder fünften vorchristlichen Jahrhundert heraus.

Roths Nachfolger auf dem Tübinger Lehrstuhl für Indologie, der seit seiner Errichtung mit dem der Vergleichenden Religionswissenschaft verbunden ist, war Richard v. Garbe (1857–1927). Garbe, seit 1894 Ordinarius in Tübingen, bereiste in den Jahren 1885 bis 1887 Indien und gab neben einer Reihe von Übersetzungen, von denen die der „Bhagavadgita“ hervorzuheben ist, die große Faksimileausgabe des „Kashmirian Atharvaveda“ (3 Bde., 1901) heraus. In allen Einzelheiten machte er die Samkhya-Philosophie, jenes indische philosophische System einer dualistischen Weltanschauung, das vermutlich auch den Buddhismus beeinflußt hat, bei uns durch seine Bücher „Die Samkhya-Philosophie“ (1894) und „Samkhya und Yoga“ (1896) bekannt.

Schüler von Garbe sind Albert Bürk, Hermann Weller und J. W. Hauer, der sein Nachfolger wurde und bis zum Jahre 1945 Ordinarius war. A. Bürk machte sich einen Namen durch die Herausgabe der „Schnurregeln“ (Shulvasutra) und den Nachweis, daß der pythagoräische Lehrsatz den Indern ebenfalls bekannt war. Zu den Hauptarbeitsgebieten des heute 75jährigen Honorarprofessors für Indologie an der Universität Tübingen, Hermann Weller, gehören der Veda und die indische Kunstopoesie, deren Hauptvertreter Kalidasa ist. Eine feinsinnige Anthologie indischer Lebensweisheit (Stuttgart 1951), Übersetzungen von Dramen des Bhasa, der im fünften oder sechsten nachchristlichen Jahrhundert lebte, sowie zahlreiche Arbeiten zur indischen und iranischen Metrik zeugen von H. Wellers profundem Wissen und exakter philologischer Arbeit.

J. W. Hauer, in Indien als Missionar und Lehrer tätig gewesen, beschäftigte sich ebenfalls mit dem Veda, aber auch mit den Upanishaden, der dem Veda angeschlossenen religiös-philosophischen Schriften, die zu den angesehensten Teilen der gesamten indischen Literatur gehören. Manche Rätsel, welche die indische Welt dem abendländischen Betrachter bieten, hat Hauer gelöst. Seit 1946 vertritt Helmuth v. Glasenapp, einer der vielseitigsten und literarisch produktivsten deutschen Indologen, das Fach in Tübingen. Auch Professor v. Glasenapp kennt Indien aus eigener Anschauung. Verschiedene Reisen führten ihn überall dorthin, wo heute noch Inder sich als Träger einer hohen Kultur bewußt sind. Seine Schüler gelangen durch sein Werk und seine Vorlesungen in ein inneres Verhältnis zum indischen Leben und seinen mannigfachen Äußerungen.

Bei aller Bedeutung, welche die Landesuniversität für die Erschließung des indischen Lebens seit der Begründung der Indologie als selbständiger Wissenschaftsdisziplin hat, dürfen die schwäbischen Missionare, die im Dienst einer der zahlreichen Missionsgesellschaften nach Indien kamen

und jahrelang dort wirkten, nicht vergessen werden. Sie bemühten sich oftmals um das Verständnis der nachklassischen Periode des Brahmanismus, die gemeinhin als die Zeit des Hinduismus bezeichnet wird. Ihr Wirken verdient, einmal gesondert dargestellt zu werden, beleuchteten sie doch viele Probleme des Hinduismus und selbst den Buddhismus neu, ganz abgesehen von den vereinzelten Versuchen, abendländisches und indisches Philosophieren einander nahezubringen.

Zu den frühesten schwäbischen Missionaren, die in Indien ein reiches Betätigungsgebiet fanden, gehört der aus Tuttlingen stammende Johann Häberlin, der auf den Missionsanstalten in Basel und Islington ausgebildet, im Auftrage der englischen Church Missionary Society in Kalkutta und im Gebiet um Krishnapur zwölf Jahre gewirkt hat und 1849 in Karisal (Bengalen) gestorben ist. Häberlin war für die British and foreign Bible Society in Indien tätig und arbeitete an einer Bibelübersetzung in das Bengالية und das Hindustani. Während seines langjährigen Aufenthaltes in Bengalen sammelte Häberlin zahlreiche Handschriften, unter anderem Tibetanische Drucke, die später von der Tübinger Bibliothek aufgekauft wurden, zum Teil aber auch nach Leningrad (Petersburg) gelangten. Auch der schon genannte Ernst Trumpp weilte 1853 im Auftrage einer englischen Missionsgesellschaft in Indien, um dort die neuindischen Sprachen für seinerzeit vorgesehene Bibelübersetzungen zu studieren.

Zu den hervorragendsten schwäbischen Missionaren gehört zweifellos A. Gundert (1814–1893), der sich mit dem Malayalam, der Sprache von Malaya, beschäftigt hatte und zahlreiche Malayalam-Gedichte herausgab und übersetzte. Gunderts wissenschaftliches Wirken ist durch die von ihm besorgte Malayalam-Grammatik und sein Malayalam-Lexikon auch heute noch bei den Indologen unvergessen (Hinweis von Prof. H. Weller).

Ein letzter aus der großen Reihe der schwäbischen Missionare in Indien muß noch genannt werden: August Wilhelm Hoernle (1841–1918), der mit der Landesuniversität und besonders mit der Tübinger Bibliothek in Verbindung stand und sich um die Erforschung der indischen Medizin, Paläographie, Numismatik und Epigraphik verdient gemacht hat. In Indien als Sohn eines württembergischen Missionars geboren, wurde A. W. Hoernle nach Studien in Tübingen, Basel und London in Benares Professor am Jay Narayan's College, später Rektor des Cathedral Mission College und schließlich Prinzipal der Kultusverwaltung in Kalkutta. Zeit seines Lebens hat Hoernle, der stets seinem Namen das „PH. D. Tübingen“ hinzufügte, indische Handschriften gesammelt. Achtzig von ihnen konnte im Jahre 1905 die Universitätsbibliothek Tübingen erwerben.

Es würde sich lohnen, in Auswertung aller Quellen, über diese unvollständige Skizze hinaus ein umfassenderes Bild der Beziehungen zwischen Schwaben und Indien zu zeichnen – seit den Tagen Eberhards im Barte und besonders in den letzten 150 Jahren, die seit der Begründung der europäischen Indologie verflossen sind.

Der Schwarzwald als Erholungsgebiet

Der Schwarzwaldverein hat bei seiner letzten Hauptversammlung die Frage angeschnitten, was zum Schutze des Schwarzwaldes geschehen könnte, um ihn auch für den Wanderer als Erholungsgebiet zu erhalten. Dazu gehören nach seiner Ansicht auch Reste urwüchsiger Wälder, die man auch schon Urwaldzellen genannt hat. Gewiß ist es für jeden Besucher des Schwarzwaldes von größter Bedeutung, daß wesentliche Züge dieser herrlichen Landschaft auch für die Zukunft erhalten bleiben. Dazu gehören vor allem bodenständige Weißtannenwälder, die Kare und Karseen, darunter die bekanntesten: Feldsee und Wildsee bei der Hornisgrinde, Hochmoore und Hochflächen-Seen wie z. B. Hohloh und Wilder Hornsee bei Wildbad oder das Notschrei-Moor im südlichen Schwarzwald, aber auch gewisse uralte Kulturlandschaften wie die Streuwiesen, auch Missen und Grinden genannt, oder die Bergweiden des südlichen Schwarzwaldes. Die Naturschutzbehörden von Württemberg und Baden haben bereits wichtige Gebiete der genannten Arten unter Naturschutz oder Landschaftsschutz gestellt, so daß dem Wunsche des Schwarzwaldvereins schon weitgehend Rechnung getragen ist. Es wäre gewiß für die Wanderer von Wert, hierüber genauere Aufklärung zu erhalten, was etwa in einer Reihe von Aufsätzen in den Blättern des Schwarzwaldvereins geschehen könnte. An der württembergisch-badischen Grenze ist z. B. der Wilde Hornsee bei Wildbad geschützt, desgleichen der Schliffkopf, der Wildsee bei der Hornisgrinde und seine weitere Umgebung, ein Moor bei Calw, ein Buchen-Weißtannen-Wald „Große Tannen“ bei Kälberbronn, der wohl am meisten dem entspricht, was der Schwarzwaldverein im Auge hat, und das Schwenninger Moos. In Baden stehen Feldberg und Belchen, das Wutachgebiet u. a. bereits unter Naturschutz. Ob noch weitere Gebiete den Charakter von Naturschutzgebieten haben, muß noch geprüft werden. Vielleicht könnte der Schwarzwaldverein selbst noch Vorschläge machen.

Für den Erholung suchenden Wanderer ist aber ein weiterer Gesichtspunkt von mindestens ebenso großer Bedeutung. Wir sind heute doch bereits so weit, daß die Mehrzahl unserer Menschen ihre Erholung darin sehen, daß sie mit Motorrad, im eigenen Kraftwagen oder im Autobus durch den Schwarzwald fahren und nur an einzelnen Punkten aussteigen, um sich die Aussicht zu beschauen oder einzukehren. Selbst die Verbindung von Autofahrt und Fußwanderung scheidet für viele bereits aus. Nun kann man gewiß nicht in Abrede stellen, daß derartige Fahrten auch erholsam sind und zur Entspannung und Freude an der Landschaft beitragen. Aber das besinnliche Wandern zu Fuß bringt den Menschen der Natur doch wesentlich näher. Es ist aber keine Frage, daß das Kraftfahrzeug, das nachgerade beansprucht, auf jeden Gipfel hinauffahren zu können, dem Erholung suchenden Wanderer und Kurgast Ab-

bruch tut. Gibt es überhaupt noch einen Waldweg in den abgelegensten Schwarzwaldgegenden, wo nicht Motorräder auftauchen, um mit dem Benzingestank und Geratter die Menschen zu quälen, die Ruhe suchen und brauchen?

Es ist daher höchste Zeit, den ganzen Schwarzwald einer Art Planung zu unterwerfen und dabei gewisse Inseln, insbesondere bestimmte Aussichtsberge, für die motorisierten Fahrzeuge vollkommen zu sperren, wie dies z. B. für den Feldberg bereits geschehen ist. Es wird sich nicht vermeiden lassen, daß zwischen den Interessen der Motorisierten und der Fußwanderer Konflikte entstehen; aber der Wanderer muß sich dagegen wehren, daß er von dem stärkeren Automobilismus völlig an die Wand gedrückt wird. Der Naturschutz hat sich seinerzeit vergeblich gegen die Höhenstraße über den Kniebis und Schliffkopf zum Ruhestein gewehrt, er ist bei seinen Bemühungen stärkeren Kräften unterlegen.

Offenbar duldet es der Schwarzwaldverein selbst, daß sein Gedächtnishaus auf dem Mooswaldkopf vom Vohrenbühl aus mit Kraftwagen besucht wird. Oben auf dieser dem Gedächtnis der Gefallenen des Schwarzwaldvereins gewidmeten Höhe haben Kraftwagen ganz gewiß nichts verloren.

Diese Fragen sind für die Zukunft wichtig genug, um von allen maßgebenden Stellen und Behörden ernstlich geprüft zu werden, damit nicht Unwiderbringliches verloren geht. Was dem Kraftwagen heute im Schwarzwald schon erschlossen ist, reicht wahrlich aus, um die Autofahrer zu befriedigen. Es ist Zeit, jetzt Einhalt zu gebieten, auch wenn dadurch einige Geschäftsinteressen geschmälert werden.

Hans Schwenkel

Neue Straßen werden bepflanzt

Die Einstellung der Straßenbaubehörden und der verantwortlichen Verkehrssachverständigen zu Alleen entlang von Straßen haben im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte vielfach gewechselt. Vor Jahrhunderten waren die Wege meist ohne Bepflanzung. Die württembergischen Herzöge, besonders Herzog Karl Eugen, haben dann die Bepflanzung der Straßen mit Obstbäumen angeordnet, was zweifellos für das Landschaftsbild ein Gewinn war und auch z. B. auf der Schwäb. Alb im Winter eine zuverlässige Führung für den Verkehr bedeutete. Auf der Hochalb wurden statt Obstbäumen Vogelbeer- und Mehlbeerbaum, Wildkirsche, Esche und Ahorn, gelegentlich auch Buchen und Hainbuchen gepflanzt. Sie wurden leider vielfach – auch in klimatisch sehr rauen Lagen – mit geringem Erfolg durch Obstbäume ersetzt. Alleen aus Waldbäumen wie Linde, Ahorn, Kastanie und Esche wurden in erster Linie von seiten adeliger Herrschaften gepflanzt. Diese Alleen sollten auf Schloßbauten in feierlicher Weise

hinleiten, die Landschaft gleichsam in bauliche Anlagen mit einbeziehen oder die Parke in die Landschaft hinein verlängern. Typische Beispiele hierfür sind etwa die Alleen um Ludwigsburg oder zu hohenlohischen und oberschwäbischen Schlössern.

Als der Kraftwagenverkehr aufkam und immer mehr zunahm, wurde gelegentlich auch die Behauptung aufgestellt, Bäume an Straßen seien eine Gefahr für den Verkehr, sie erschweren auch das Abtrocknen der Straßendecke u. a. Man müßte sie beseitigen und an neuen Straßen ganz weglassen. Doch war diese Auffassung, daß die Straße nur eine Verkehrsfläche sei, glücklicherweise nicht allgemein. Beim Bau der Autobahn wurde der Standpunkt von der bloßen Verkehrsfläche völlig aufgegeben und die Bepflanzung mit Sträuchern und Bäumen – meist Waldbäumen – als ein wichtiges Mittel zur Eingliederung der Straße in die Landschaft und als Brücke zu dieser, aber auch zur Bereicherung des Landschaftsbildes von der Autobahn aus und als Abwechslung beim Fahren, auf dem Mittelstreifen zur Verminderung der Blendwirkung des Gegenverkehrs mit viel Liebe und Verständnis angepflanzt, wobei auch auf pflanzengeographische und pflanzensoziologische Gesichtspunkte genügend Rücksicht genommen wurde. Alle Damm- und Einschnittsböschungen wurden mit Humus überdeckt und begrünt. Die Anpflanzung der württ. Autobahnen konnte vor dem Krieg nicht mehr vollständig durchgeführt werden, sie wird daher jetzt nach und nach ergänzt. Es wurden z. B. auf der Strecke Leonberg–Heilbronn in den letzten Jahren umfangreiche Neupflanzungen durchgeführt. Dasselbe soll für die Strecken Stuttgart–Karlsruhe und Stuttgart–Ulm geschehen, sobald die nötigen Mittel dafür genehmigt sind.

Besonders erfreulich ist es, feststellen zu können, daß nunmehr auch die neuen Bundesstraßen, die entweder an Stelle unzureichender früherer Straßen oder als Umgehungsstraßen gebaut worden sind, planmäßig bepflanzt werden. So kann man z. B. an der vorbildlich ausgeführten Bundesstraße zwischen Plochingen und Göppingen feststellen, daß diese zum Teil in lockerer Form, zum Teil mit Linden- und Ahornalleen bepflanzt worden ist. Dasselbe gilt für das neue Straßenstück bei Zuffenhausen oder für die Umgehungsstraße bei Vaihingen, für eine Straße bei Abtsgmünd und für die Bundesstraße Aalen–Nördlingen, wo die Anpflanzungen bereits durchgeführt oder vorgesehen sind. Vom Standpunkt der Landschaftspflege kann man sich hierüber aufrichtig freuen. Der Fußgänger kommt freilich beim heutigen Autoverkehr meistens zu kurz. Manche Straße wurde auf Kosten des Fußgängerbanketts verbreitert. Um so erfreulicher ist es, daß entlang der Bundesstraße Plochingen–Göppingen ein besonderer Fußgängerweg angelegt wurde, der z. T. sogar von der Verkehrsstraße abrückt; auch ein Radfahrweg ist vorhanden.

Hans Schwenkel

Wegweiser für die heimatische Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde
im Schwäb. Heimatbund

XVIII. Sitte und Brauch im Alltag und am Feiertag

(Fortsetzung)

Zahlreiche Sitten und Bräuche begleiten auch das menschliche Leben. Geburt, Hochzeit und Tod bezeichnen die wesentlichen Punkte seines Ablaufs. Die werdende Mutter trägt nach der im Volksbrauch ausgesprochenen Auffassung eine hohe Verantwortung. Von ihrem Verhalten während der Schwangerschaft ist das Glück und das Gedeihen des Kindes abhängig. Durch allerlei Handlungen kann es im leiblichen und seelischen Sinne beeinflußt werden. Das Volk kennt daher viele Gebote und Verbote für die werdende Mutter, die heute noch beobachtet werden. Welche lassen sich feststellen (das „Versehen“ und seine Folgen; bestimmtes Verhalten, Tun und Lassen zur Stärkung der Fruchtbarkeit und zur Beeinflussung der körperlichen, seelischen und geistigen Eigenschaften des Kindes)? Die hoffende Frau genießt in Familie und Dorfgemeinschaft mancherlei Vorrechte und ist mit besonderen Segenskräften ausgestattet (Übertragung der Fruchtbarkeit auf Pflanzen und Tiere).

Zur Abtreibung der Leibesfrucht gibt es verschiedene Hausmittel. Gewisse Anzeichen deuten auf eine leichte oder schwere Geburt. Zur Erleichterung der Entbindung sind bestimmte Maßnahmen und Mittel bekannt. In katholischen Gegenden werden besondere Schutzheilige angerufen (Leonhard, Agatha, Anna, Elisabeth). Findet die Entbindung in der Regel zu Hause oder im Krankenhaus (Klinik) statt? Stellung der Hebamme (Benennung?) im Dorf beziehungsweise in der Stadt. Wichtig ist es, zu beobachten, wie sich die Menschen in Stadt und Land zu den althergebrachten Anschauungen verhalten, besonders auch im Hinblick auf das sich allenthalben ausbreitende Wissen über die moderne Geburtshygiene. Was beachtet man von dem überlieferten Gut trotzdem noch als selbstverständlich? Was belächelt man nach außen hin, ohne es innerlich im Ernst ganz abzulehnen? Was ist völlig aufgegeben?

In nahem Zusammenhang mit der Geburt steht die Frage nach der Herkunft der Kinder. Vielfach werden bestimmte Ortlichkeiten als die Stellen ihres Aufenthalts vor ihrem Eintritt ins Leben benannt (vgl. Flurnamen wie Kindlesbrunnen, Butzenbrunnen u. a.). Der Volksbrauch, örtlich verschieden, kennt auch zahlreiche Kinderbringer (z. B. Vögel, Sagengestalten, Nikolaus, Christkind, Osterhase). Wo holen sie die Kinder? Gewisse äußere Merkmale am Körper des Neugeborenen gelten als günstige oder ungünstige Vorzeichen für seine Zukunft. Es ist im übrigen nach hergebrachtem Glauben allen möglichen Gefahren und den Einflüssen

böser Mächte ausgesetzt; durch Schutzmaßnahmen und Zaubermittel können sie gebannt werden. Sie bedrohen auch die Wöchnerin. Diese erfährt von Verwandten und Bekannten besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge (kräftigende Speisen, Geschenke beim „Weisen“; der Kreis der Gebenden). In katholischen Gegenden gilt die Wöchnerin als unrein, solange sie nicht zur Aussiegung in der Kirche gewesen ist. Besondere Glaubensvorstellungen sind mit dem Tod einer Wöchnerin oder eines ungetauften Kindes verbunden (Unschuldige Kinder-Friedhöfe, Grabbeigaben, Sagen).

Die Taufe als Aufnahmekrakt in die Gemeinschaft der Christen nimmt im Volksbrauch eine wichtige Stellung ein. Zu beachten sind Wahl, Zahl und Benennung der Paten; ihre Pflichten und Rechte vor und bei der Taufe und nachher (wie lange? gegenseitiges Beschenken). Oft hält ein enges Verhältnis zwischen Paten und Patenkind (Benennung?) das ganze Leben über an. Die kirchliche Taufe und der sich anschließende Taufschmaus vollziehen sich häufig noch in altüberlieferten Formen (Schutzbräuche gegen den Einfluß böser Mächte auf dem Weg zur Kirche, z. B. auch das Schießen; Teilnehmerkreis, Speisefolge beim Taufschmaus). Sind Brauchneubildungen festzustellen (junges Geschlecht, Heimatvertriebene!)? Mit der Taufe ist die Namengebung verbunden. Welche Gesichtspunkte sind in der Regel für die Namenswahl maßgebend (nach den Eltern, Großeltern, Paten, dem Kalenderheiligen, dem Kirchenpatron; Einfluß der Geschichte, Modenamen, Doppelnamen! typisch katholische und evangelische Vornamen; Kirchenbücher geben Einblick in die früheren Ordnungen der Namengebung). Für das Kleinkind ist die Pflege während der ersten Lebensjahre von großer Bedeutung. Beobachtet man bestimmte Vorsichtsmaßregeln vor allem beim Stillen, beim Entwöhnen und beim ersten Zähnen zur Abwehr schädlicher Einflüsse und Wirkungen? Vorzeichen für das künftige Leben (schreiende Kinder, Blick in Spiegel und Bilder und andere). Mit lustigen Verschen und Fingerspielen sucht die Mutter ihr Kind zu unterhalten und zu erheitern; mit allerlei Besprechungen mindert sie seine Schmerzen, mit kindertümlichen Wiegenliedern singt sie es in Schlaf (genauer Wortlaut möglichst mit der Weise und genaue Beschreibung der Spiele usw. sehr erwünscht; neues Gut?).

Ein bedeutender Einschnitt im Leben des Kindes ist sein Eintritt in die Schule (äußere Zeichen, Feier?), dem nicht selten der Besuch des Kindergartens vorangeht. Das Schulleben bringt neben geregelten Pflichten neue Kameradschaften und weckt den Sinn für die Gemeinschaft und ihr Tun. Arbeit und Feier haben auch in der Schule feste Formen; manches bildet sich völlig neu (zum Teil unter Einfluß der Kirchen; Entlaßfeiern). Wichtig ist die Frage nach der Stellung der Schule im Gemeinschaftsleben und nach dem wechselseitigen Verhältnis von Lehrern, Schülern und Eltern (vgl. XV).

In den neuen Kameradschaften und Spielgemeinschaften werden Kinderlied und Kinderspiel gepflegt. Schulkinder

sind zumeist Träger vieler jahreszeitlichen Bräuche. Höhepunkte bilden die Kinderfeste (stellenweise mit traditionellen Umzügen und Schaustellungen; Rutenfest in Ravensburg, Schützenfest in Biberach usw.) Hier zeigen sich viele Ansätze zu Neubildungen (Einzelheiten aus Geschichte und Gegenwart auf Grund historischer Studien und genauer Beobachtung!).

In die Schulzeit fallen bei katholischen Kindern das Fest der Erstkommunion am Weißen Sonntag und das Fest der Firmung. Die evangelischen Kinder treten mit der Konfirmation aus dem Stand der Kindheit in den der Jugendlichen über. Bei den Festen handelt es sich vorwiegend um solche innerhalb der Familie unter Beobachtung fester, auch in der Öffentlichkeit deutlich faßbarer Bräuche (Kleidung, Schmuck, Geschenke).

Mit der Berufsausbildung nimmt ein neuer Pflichtenkreis die Jugendlichen in Anspruch. Wie verhält man sich zu denen, die über das Alter der Schulpflicht hinaus weiterführende Schulen besuchen? Wie nennt man sie und ihr Tun („Studenten“)? Zahlreiche Jugendorganisationen und Vereinigungen geben heute Gelegenheit zum Zusammenschluß in Jahrgängen, Kameradschaften, Tanzkränzchen, Interessengemeinschaften wie Musik- und Sportvereinen, Laienspielgruppen, Fasnachtsgesellschaften, Trachtenvereinen. Sind in Rechten und Pflichten Einschnitte zwischen bestimmten Altersgruppen erkennbar? Wie verhält sich die Jugend zur Frage der Vereinigung überhaupt (organisiert oder nichtorganisiert)? Besteht ein Bedürfnis nach Zusammenschluß oder wird er abgelehnt? Wie verbringen die Jugendlichen ihre Freizeit? Wo sind sie nach Feierabend, wo am Sonntag anzutreffen? Welchen Einfluß üben die Jugendbünde auf sie aus? Kennzeichnen sich einzelne Organisationen oder Bünde durch besondere Bräuche, die nur ihnen eigen sind (auch geheime!)?

Eine fast unübersehbare Fülle verschiedenartiger Bräuche sind mit der Hochzeit verbunden. Die Brautleute trennen sich von ihren bisherigen Lebensgemeinschaften und treten in neue über. Es werden also verschiedene Menschengruppen von dem Ereignis betroffen und nehmen daran Anteil: die beiden Familien, die beiderseitigen Geschlechtsgemeinschaften, die Alters-, Glaubens- und Berufsgenossen, örtliche Gemeinschaften und die Stände der Verheirateten und der Ledigen. Sehr mannigfaltig sind die Sitten und Bräuche, in denen sich Werbung, Brautschau, Verlobung, Vorbereitung und Ablauf der Hochzeitsfestlichkeiten, Ausscheiden aus den alten Gemeinschaftsbindungen und Eintreten in die neuen abspielen. Ausgestorbene, aber in der Erinnerung noch fortlebende Bräuche wollen ebenso mitbeachtet werden wie Neuerungen: Wahl der Trauzeugen, Einladung der Gäste, Hochzeitlader, Zeitungsanzeige, Ausstattung der Braut, Festkleidung, Kirchgang und kirchliche Feier, weltliche Feier mit Hochzeitsmahl, Ehrentänzen und Musik, Anteilnahme der Dorfgemeinschaft, Nachbarschaftshilfe, Geschenke: Ausklang des Festes und Einzug

ins neue Heim; kirchliche Segnungen. Wichtig für den Volkskundler ist auch die Frage nach dem Verhältnis der Geschlechter untereinander, nach der Einschätzung der Jungfrau, der ledigen Mutter, der unverheirateten Frau und des unverheirateten Mannes, der „alten Jungfer“ und des „Junggesellen“. Einfluß der Eltern und Verwandten auf die Gattenwahl; Heiraten innerhalb des Dorfes oder nach auswärts; Verwandtenehen, Inzucht. Zwischen Hochzeit und Tod liegen die Jahre gemeinsamer Arbeit von Mann und Frau. Der Alltag wird unterbrochen von den Festen des Jahres und den persönlichen Gedenktagen (Silberne und Goldene Hochzeit, Geburts- und Namenstage, Arbeits- und Dienstjubiläen, Jahrgangsfesten und anderen).

Der Volksglaube kennt viele Vorboten des Todes, mahnende und drohende, solche, die sich von selbst einstellen, und solche, die mit bestimmten Handlungen und Mitteln gerufen werden können („Zweites Gesicht“; gewisse Erscheinungen in der Tier- und Pflanzenwelt, Totenanzeige: Kauz, Holzwurm, Spinne, Lebenskräuter). Zahlreich sind die volkstümlichen Redensarten, die sich aufs Sterben und auf den Tod beziehen, zum Teil sehr derb, zum Teil scheu verhüllend (etwa die Alt-Stuttgarter Redensart „der hat auch nicht mehr weit auf die Prag“ – „Prag“, so heißt ein altes Gewand, auf dem im 19. Jahrhundert ein großer Friedhof angelegt wurde). Die Auffassung vom Sterben als dem Übergang in eine andere Welt kommt in zahlreichen Trennungs- und Aufnahmabräuchen zum Ausdruck, mit denen die Hinterbliebenen dem Toten den Eintritt ins Jenseits erleichtern wollen. Urtümliche Abwehrbräuche, die das Wirken böser Mächte unschädlich und die unerwünschte Rückkehr der Toten unmöglich machen sollten, haben sich, wenn auch christlich umgedeutet und gemildert, da und dort bis heute erhalten.

Unter diesen Gesichtspunkten läßt sich die Vielzahl der Brauchhandlungen beim Sterben, bei der Totenansage, bei der Herrichtung der Leiche und beim Begräbnis beobachten. Verhalten der Umwelt zum Tod, zum Toten und zu den Hinterbliebenen; Zeichen der Trauer und der Mittrauer. Besondere Ehren- und Totenwege zum Friedhof (Benennung; Flurnamen sind oft Hinweis auf alte Begräbnisstätten, Zeugnisse früherer kirchlicher Zugehörigkeit einer Siedlung!).

Vom Leben nach dem Tod hat der Volksglaube bestimmte Vorstellungen. Böse Menschen und solche, die auf widernatürliche Weise ums Leben gekommen sind, finden im Grab keine Ruhe; sie müssen „umgehen“ zur eigenen Qual und zur Strafe für die Lebenden (örtliche Sagen über Spukgeister, Irrlichter, Wiedergänger und Nachzehrer).

In den Kreis der Beobachtungen sollte auch einbezogen werden die Frage, ob, wie stark und auf welche Weise das Gedächtnis der Toten wachgehalten wird. Sie betrifft das Gebiet der Grabpflege, des Grabschmucks, der Grabinschriften (gelegentlich Zeugnisse volkstümlicher Dichtkunst).

Geschäftsstelle: Stuttgart-O, Urbanstraße 12 Erdg. (Telefon 900 39)

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Jahreshauptversammlung 1953

Die Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes hat am 13. und 14. Juni in Ellwangen an der Jagst stattgefunden. Zum erstenmal hatten sich in der Erkenntnis, daß unsere Zeit an einem Zuviel von Tagungen leidet, zwei Heimatvereine, der Schwäbische Heimatbund und der Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine, dessen Vorsitzender, Prof. Dr. Dölker, dies anregte, zu gemeinsamer Abhaltung ihrer Jahreshauptversammlungen verbunden. Abgesehen von den geschäftlichen Mitgliederversammlungen waren die Veranstaltungen gemeinsam. Die Tagung war der Stadt Ellwangen, dem Sitz der einstigen gefürsteten Propstei Ellwangen, und ihrer Umgebung gewidmet.

In dem altehrwürdigen Gymnasium begrüßte am Samstagnachmittag Studienrat Rettemeier als stellvertretender Rektor die zu den beiden Geschäftssitzungen Erschienenen, wobei er einen kurzen Abriß der Geschichte des Gymnasiums gab. Dieses wurde 1720 als Jesuitenkolleg erbaut. Stifter war Dr. Ignatius Desiderius von Peutingen, zu dessen Vorfahren der durch die *tabula Peutingeriana* bekannte Humanist Konrad Peutinger zählt. Nach Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 wurde die Anstalt Gymnasium, aus dem u. a. die Bischöfe Paul Leopold Haffner von Mainz und Dr. Josef von Hefele von Rottenburg, der Erfinder des 42-cm-Mörsers, Generalleutnant von Schabel, die Dichter Theodor Mauch und Hans Heinrich Ehrler hervorgingen. Zu den bekanntesten Direktoren der Anstalt zählen der Heimatforscher August Steinhäuser, der Philosoph Constantin Ritter, der Sanskritforscher und neulateinische Dichter Hermann Weller. Ein eigentümliches Fastnachtbrauchtum ist die sogenannte Ellwanger Pennäler-Schnitzelbank.

In der Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes erstattete der Vereinsleiter nach Feststellung der satzungsmäßigen Einberufung den Tätigkeitsbericht für die zurückliegenden zwölf Monate, aus dem folgendes hervorgehoben sei.

Für die Geschäftsstelle, bei der der Arbeitsumfang dauernd wächst, sind neue Geschäftsräume zu suchen, weil die Firma Kohlhammer die an den Bund vermieteten Räume selbst braucht. Bis jetzt sind alle Bemühungen erfolglos geblieben.

Die Bildung selbständiger Ortsgruppen ist Gegenstand dauernder Bemühungen, stößt aber auf die Schwierigkeit, Persönlichkeiten zu finden, die Zeit und Opfer-

sinn genug besitzen, um das Amt eines Ortsgruppenleiters zu übernehmen. Die an sich gebotene Ausdehnung der Bundesarbeit auf das platt Land würde große Mittel erfordern, über die der Bund nicht verfügt. Ebenso die kulturelle Fürsorge für die Heimatvertriebenen. Der Mitgliederstand ist bei rund 950 Beitreten, rund 160 Austritten und 30 Todesfällen in erfreulicher Zunahme begriffen. Das Andenken an die im Berichtsjahr verstorbene Mitglieder wurde von der Versammlung durch Erheben von den Sitzen geehrt. Der Vorstand hat den Heimattiditer Hans Reyhing aus Anlaß seines 70. Geburtstags zum Ehrenmitglied ernannt, wozu die Mitgliederversammlung nachträglich ihre Zustimmung erteilte. Wenn sich der Mitgliederstand auf rund 6500 gehoben hat, womit er freilich noch weit hinter demjenigen der Vorkriegszeit zurückbleibt, so ist das einer von der Geschäftsstelle aus betriebenen umfangreichen schriftlichen Werbung, der dankenswerten Werbearbeit einzelner Ortsgruppen (während andere darin völlig versagen) und nicht zuletzt der Werbekraft der ordentlichen und außerordentlichen Veranstaltungen des Bundes zu verdanken. Es ist aber immer nur eine bedauerlich dünne Schicht unseres Volkes, die an der Heimatpflege teilnimmt. Die Rücksicht auf die weitgehende Verarmung des höher gebildeten Mittelstandes hält den Vorstand ab, der Mitgliederversammlung eine an sich wohlgrundete Erhöhung des Jahresbeitrags von 5 DM vorzuschlagen, der kaum mehr als eine Deckung der Kosten der Zeitschrift darstellt. Der Ausgleich sollte in erhöhten Leistungen derjenigen, insbesondere industriellen, Kreise bestehen, denen die Bezahlung eines Vielfachen leicht fiele. Voraussetzung eines besseren Erfolgs nach dieser Richtung wäre die Steuerabzugsfähigkeit der dem Bund zufließenden Beiträge und Spenden, um die sich der Bund, bei der unglückseligen Enge der maßgebenden Bestimmungen bis jetzt vergeblich, bemüht und um die auch der Deutsche Heimatbund für die Gesamtheit der Heimatbünde kämpft.

Über die Vorträge, Lehrfahrten und geselligen Zusammenkünfte, sowohl in Stuttgart als auch bei den auswärtigen Ortsgruppen, die eine erfreuliche, wenn auch langsame Zunahme ihrer selbständigen Tätigkeit aufweisen, wird in der Zeitschrift regelmäßig berichtet. Der Bund legt Wert auf eine sinnvolle Benützung des Autobus, der bei Lehrfahrten meist als Verkehrsmittel dient:

die Fahrten sollen nicht in weite Ferne, sondern in die verschiedenen Teile unserer schwäbischen Heimat, insbesondere auch in die nähere Umgebung des Ausgangs-orts führen und die Teilnehmer mit dem Aufbau und der Eigenart der durchfahrenen Landschaft und dem, was sich unterwegs an kulturell Wertvollem darbietet, bekanntmachen. Die Lehrfahrten sollen sich regelmäßig selbst tragen. Soweit bei Vorträgen, Führungen und der gleichen eine Deckung der Unkosten durch Teilnehmergebühren nicht erreicht werden kann, werden die auswärtigen Ortsgruppen an den hierfür verfügbaren, allerdings beschränkten, Bundesmitteln in gleichem Verhältnis wie Stuttgart beteiligt.

Auf Anregung von Prof. Dr. Schwenkel hat der Bund eine Beratungsstelle für Kriegerehrung eingerichtet, die von den Gemeinden bereits lebhaft benutzt wird.

Zur Erhaltung oder Instandsetzung von Bau- und anderen Kunstdenkmälern hat der Bund auch in der Berichtszeit Beiträge nach Maßgabe der verfügbaren Mittel gewährt. Leider sind diese recht beschränkt. Um so dankbarer ist der Bund dafür, daß ihm das Regierungspräsidium in Tübingen aus Mitteln des südwestdeutschen Werbefunks 1000 DM zur Verwendung in Fällen aus dem Gebiet von Südwürttemberg und Hohenzollern zur Verfügung gestellt hat.

Durch einen verlorenen Zuschuß hat der Bund die Herausgabe des neuen Friedhofsbuchs von Prof. Dr. Schwenkel zu einem tragbaren Preis ermöglicht, womit er der Friedhofpflege in ganz Deutschland einen Dienst erwiesen zu haben glaubt.

Gegen verunstaltende Eingriffe in die Landschaft oder Ausführung verunstaltender Bauten hat der Bund immer wieder Anlaß, seine Stimme zu erheben. Die letzte Jahreshauptversammlung hat sich eingehend mit den Auswüchsen der Außenwerbung beschäftigt und zwei bezügliche Entschließungen gefaßt. Die erstere, die sich gegen die Hergabe öffentlicher Gebäude zur Anbringung von Werbevorrichtungen richtete, ist dem Bundesverkehrsministerium unterbreitet worden. Dieses hat jedoch umwunden den Gesichtspunkt der Geldquelle für ausschlaggebend erklärt, ohne auch nur zu versuchen, das zu entkräften, was in der Entschließung und von anderen über die volkswirtschaftliche Verkehrtheit und die fiskalische Zwecklosigkeit dieses Standpunkts ausgeführt worden ist. Innerhalb unseres Landes, das nach dem Grundgesetz hierfür zuständig ist, auf die Erlassung eines Gesetzes zur Beschränkung der Außenwerbung zu dringen, hat der Bund bis jetzt unterlassen, weil vor der Verabschiedung der Landesverfassung von der verfassunggebenden Landesversammlung kein Eingehen auf diese Frage zu erwarten ist.

Im Mittelpunkt der Bundesarbeit steht nach wie vor die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“, die da, wo gediegener Inhalt mehr als äußere Aufmachung geschätzt wird, vielfach erfreulichen Beifall findet. Die Bemühung des Bundes gilt dauernd dem Versuch, sie in weitestem Umfang in die Hand der Lehrerschaft zu bringen. Der klägliche

Mangel selbst an so bescheidenen Mitteln, wie sie dafür erforderlich wären, und Verständnislosigkeit bei manchen Gemeindeverwaltungen stehen dabei hemmend im Wege. Die Beziehungen zu verwandten Vereinen hat der Bund wie seither gepflegt. Die mehr oder weniger weitgehende Gleichheit der Ziele legt den Gedanken der planmäßigen Zusammenarbeit nahe. Der Schwäbische Heimatbund ist – weit entfernt von ehrgeiziger Vereinsmeierei – zu einer solchen grundsätzlich bereit, wenn sie auf dem Boden voller Gleichberechtigung möglich ist, so daß nicht die Arbeit des Bundes als Werbung für andere dient. Denn die Mitgliedschaft der Heimatfreunde und ihre Beiträge bilden eben die unentbehrliche Grundlage der Bundesarbeit.

Als bedeutsames Ereignis ist die Wiederbelebung des Deutschen Heimatbundes hervorzuheben, in dem schon früher die einzelnen Heimatbünde zusammengeschlossen waren. Sie ist unter Mitwirkung des Bundes am 24. Nov. 1952 in Hannover auf Grund einer neugefaßten Satzung erfolgt. Der Bund ist im Vorstand vertreten. Von dem Deutschen Heimatbund ist, zumal da Ministerpräsident Arnold von Rheinland-Westfalen an der Spitze steht, eine stärkere Stoßkraft der Heimatbewegung gegenüber der Bundesregierung und vielleicht auch die Erzielung finanzieller Erfolge zu erhoffen. Ähnliche Ziele verfolgt der auf Anregung des Vorsitzenden des Schwäbischen Albvereins, Direktor Fahrbach, erfolgte Zusammenschluß deutscher Heimat-, Wander- und Naturschutzbünde zu einer Arbeitsgemeinschaft, deren Bildung bei einer Kundgebung im Schauspielhaus in Stuttgart am 7. November 1952 verkündet wurde.

Den Kassenbericht trug an Stelle des erkrankten Schatzmeisters Herr Schmückle, der Vorstand der Ortsgruppe Leonberg, vor. Das Jahr 1952 hat bei rund 54 000 DM tatsächlichen Einnahmen eine Vermögensabnahme von rund 5200 DM ergeben, die von dem erwähnten Zuschuß von 2000 DM zur Herausgabe des Schwenkelschen Friedhofsbuchs und von dem Erwerb eines Naturschutzgebiets um 3500 DM herröhrt. Herr Schmückle berichtete zugleich als Rechnungsprüfer über die von ihm vorgenommene Prüfung der Rechnung, die keinen Anstand ergeben habe.

Die Aussprache über beide Berichte bewegte sich vorwiegend um einen Antrag von Herrn Schmückle, das verspätete Erscheinen der Hefte der Zeitschrift zu erörtern und einfachere, leichter begreifliche Aufsätze volkstümlicher Art zu bringen. Das verspätete Erscheinen der Zeitschrift wurde von der Versammlung als der Sache des Bundes abträglich bedauert. Der Schriftleiter erläuterte die mancherlei Gründe des Mißstandes, dem abzuholen er dauernd bemüht sei. Herr Schmückle begründete sein Verlangen nach Aufsätzen, die keine hohen Ansprüche an das Auffassungsvermögen der Leser stellen, damit, daß nach seinen Feststellungen die Zeitschrift von vielen Mitgliedern nicht gelesen und zum Teil geradezu abgelehnt werde. Dieser, von anderer Seite unterstützten, Auffassung hielt der Vereinsleiter namens des

Vorstandes entgegen, die Zeitschrift dürfe von den Lesern eine gewisse geistige Arbeit verlangen; sie habe die Aufgabe, weiterzubilden und Bildungsmängel zu ergänzen. Es ergab sich Einverständnis darüber, daß die geistige Stufe der Zeitschrift gehalten, aber allgemeinere Verständlichkeit des Ausdrucks angestrebt werden solle. Dr. Rieh vom Landesamt für Denkmalpflege in Tübingen machte auf die Notwendigkeit eines neuen Denkmalschutzgesetzes aufmerksam, das sich entweder nach dem bezüglichen südbadischen Gesetz oder nach einem bei der Bundesregierung vorliegenden Entwurf richten müsse, und erbat die Unterstützung des Schwäbischen Heimatbundes in dieser Sache. Die Versammlung erteilte hierauf dem Vorstand und dem Schatzmeister Entlastung.

Zu Punkt 3 der Tagesordnung „Neuwahl des Vereinsleiters und des stellvertretenden Vereinsleiters“ berichtete der Vereinsleiter einleitend, daß bei der letzten Jahreshauptversammlung versehentlich die Vornahme der Neuwahl unterblieben und darauf von einer auf den 7. Januar 1953 einberufenen außerordentlichen Mitgliederversammlung beschlossen worden sei, die Amtszeit des Vereinsleiters und des stellvertretenden Vereinsleiters bis zur diesjährigen Hauptversammlung zu verlängern. Alsdann wurden von der Versammlung einstimmig durch Zuruf Präsident i. R. Dr. Neuschler zum Vereinsleiter und Professor Dr. Schwenkel zum stellvertretenden Vereinsleiter auf drei Jahre wiedergewählt. Beide erklärten die Annahme der Wahl.

Schließlich beschloß die Versammlung in Übereinstimmung mit dem Verband württembergischer Geschichts- und Altertumsvereine, die Jahrestagung 1954 wiederum gemeinsam mit diesem, und zwar in Calw am 19. und 20. Juni, abzuhalten.

Während inzwischen bei der Tagung des Verbandes württembergischer Geschichts- und Altertumsvereine Staatsarchivrat Dr. Grube über den Stand der landesgeschichtlichen Forschung berichtet hatte, schloß sich nunmehr für sämtliche Tagungsteilnehmer ein Vortrag von Dr. Wilhelm Schwarz aus Reutlingen über „Fragen der ältesten Ellwanger Geschichte“ an, die er im neuesten Heft der Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte behandelt hat (auf diese Veröffentlichung darf hier verwiesen werden).

Abends hielt – wiederum im Festsaal des Gymnasiums, wo Prof. Dr. Dölker begrüßte – Dr. theol. Dr. phil. Pfarrer Gottlieb Merkle einen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Lichtbildervortrag über den schwäbischen Barock und seine geistigen Grundlagen. Der Vortragende ging von der Feststellung aus, daß die starke Beachtung, die der Barock in unserer Zeit finde, nicht zufällig, sondern darauf zurückzuführen sei, daß der Barock eine echte Kunst mit starken geistigen und religiösen Werten darstelle, die nicht vom nur Formalen her verstanden werden könne. In eingehenden Ausführungen wurden die geistigen und religiösen Hintergründe des Barock dargelegt (eine bezügliche Veröffentlichung aus der Feder des Vortragenden steht bevor).

Der Sonntag begann mit einer Fahrt auf den Hohenberg mit seiner auf uralter Gründung im 12. Jahrhundert erbauten, von Cades allerdings völlig erneuerten Wallfahrtskirche. Prof. Dr. Schwenkel gab eine eingehende Erläuterung der Landschaft, wobei er die Erscheinung des Hohenbergs, der aus Keuper (Knollenmergel usw.) besteht, auf eine ehemals deckende Liasscholle zurückführte. Die in der Nähe auftretenden rätselhaften Goldshöfer Sande wurden von einem gegen die Donau hin entwässernden Flusssystem, nämlich der Ur-Eger, hergeleitet, das durch den Riesausbruch, mit seiner Berge versetzenden Kraft, zerstört worden sei. Archivrat Schumm von Neuenstein bemerkte, nördlich des Hohenbergs seien sehr alte Grenzen verschiedenster Art zusammengestoßen, so daß anzunehmen sei, daß wir uns dort in einem keineswegs erst in mittelalterlicher Zeit besiedelten Gebiet befinden. Deutlich scheiden sich auch die nördlich gelegenen Straßenrodungsdörfer von den südlichen Weilern und Einzelhöfen. Auch gehe die alemannisch-fränkische Sprachgrenze nicht zufällig über den Hohenberg (Hesselberg-Hohenberg-Asperg). Daß die Kirche auf dem Hohenberg eine heidnische Kultstätte abgelöst habe, erscheine möglich.

Um 11.15 Uhr fand eine sehr eindrucksvolle stadtgeschichtliche Feierstunde in dem von der Stadtgärtnerei schön geschmückten prächtigen Festsaal des Schlosses statt. Die Feier war durch musikalische Darbietungen von Dr. Frick, Frl. Bushart und Frl. Kleinknecht festlich umrahmt. Präsident Dr. Neuschler begrüßte namens beider tagenden Vereine alle Erschienenen. Für den Ellwanger Geschichts- und Altertumsverein, der den Saal dankenswerterweise zur Verfügung stellte, hieß Bankvorstand W. Högg die Teilnehmer willkommen. Den Gruß der Stadt Ellwangen entbot Bürgermeister Seibold. Nach weiteren Begrüßungsansprachen hielt Studienrat Rettenmeier einen Vortrag über „die Stadt Ellwangen als Geschichtsdenkmal“, in dem er die Geschichte der Abtei und späteren gefürsteten Propstei sowie der Stadt Ellwangen von der Gründungszeit bis zur Gegenwart vielseitig und lebendig zur Anschauung brachte. Er vertrat dabei, im Gegensatz zu Dr. Schwarz, die Auffassung, das Kloster Ellwangen sei aus politischen Gründen an dieser Stelle gegründet worden, und zwar etwa gleichzeitig mit dem Bistum Eichstätt in der Zeit nach dem „Blutbad“ von Cannstatt im Jahre 746 zur Sicherung des alamannischen Nordostraums. Der Vortrag wurde von der Versammlung mit großem Beifall aufgenommen. Nach dem gemeinsamen Mittagessen im Roten – und Weißen Ochsen nahmen die Tagungsteilnehmer nachmittags gruppenweise an mehreren Führungen teil: in der Schönenbergkirche führten Frl. Studienassessorin Dr. Haug und Dr. Merkle, im Schloß und seinen Sammlungen Studienrat Rettenmeier und Herr H. Erdner, in der Stiftskirche Dr. Bushart, in der Stadt Oberstudienrat Zeller.

Ein geselliges Zusammensein im Roten Ochsen vereinigte noch etwa 70 Teilnehmer.

Studien- und Lehrfahrten

In den Monaten August bis Oktober werden folgende Studien- und Lehrfahrten durchgeführt. Wir verweisen auf die allgemeinen Bemerkungen in Heft 1, S. 48.

Wieskirche-Steinhausen-Günzburg

Samstag, den 29., und Sonntag, den 30. August: Diese Fahrt gilt vor allem der Wieskirche des Dominikus Zimmermann, deren richtiges Verständnis durch vergleichendes Betrachten der, ebenfalls von Zimmermann errichteten, Kirchen in Günzburg und Steinhausen angebahnt werden soll. Ferner werden zwei weitere Werke von Zimmermann besucht, die Kirche in Buxheim und der Bibliothekssaal in Schussenried. In Ottobeuren, wo zu Mittag gegessen wird, wird durch die Klosterkirche geführt. Führung: Dr. A. Schahl. Teilnehmergebühr DM 21.-, zusätzlich Übernachtung und Frühstück in Höhe von DM 4.20. Abfahrt 13.30 Uhr.

Odenwald und Spessart (Wiederholung am 15./16. Aug.)

Samstag, den 5., und Sonntag, den 6. September: Stuttgart-Eberbach-Beerfelden-Erbach (Schloß) - Michelstadt (Rathaus, Schloß, Einhardsbasilika) - Bad König-Höchstädt i. Odenwald-Neustadt unter Breuberg (Burg) - Obernburg a. Main (Übernachtung) - Elsenfeld-Mespelbrunn (Schloß) - Echterspfahl-Rohrbrunn-Wintersbach-Elsenfeld-Klingenbergs (Stadt) - Kleinheubach (Schloß) - Miltenberg (Stadt) - Amorbach (Abteikirche) - Eberbach-Stuttgart. Führung: Regierungsrat Dr. H. Kluge. Teilnehmergebühr DM 17.50, zusätzlich Übernachtung und Frühstück in Höhe von etwa DM 4.50-5.50. Abfahrt 13.30 Uhr.

Blaubeurer Alb (Land und Leute)

Sonntag, den 6. September: Volkskundliche Studien- und Lehrfahrt unter Leitung von Prof. Dr. Dölker mit Frau Bischoff-Luithlen und Jonas Koepf nach Zainingen - Feldstetten - Laichingen - Suppingen. Teilnehmergebühr DM 9.50. Abfahrt 7.00 Uhr.

Die Filder

Samstag, den 12. September: Stuttgart-Vaihingen-Möhringen-Echterdingen-Plieningen-Bernhausen-Neuhausen Scharnhausen-Denkendorf. Führung: Prof. Dr. Schwenkel und Dr. A. Schahl. Teilnehmergebühr DM 3.-. Abfahrt 13.30 Uhr.

Wäschbeuren und Iggingen

Sonntag, den 20. September: Bei dieser Fahrt sollen wichtige Fragen der landeskundlichen Forschung am Beispiel zweier Dörfer erörtert werden. Führung: H. Wille, Schwäbisch Gmünd, und Käßer, Wäschbeuren. Teilnehmergebühr DM 6.50. Abfahrt 8.00 Uhr.

Lichtenstern-Gnadalental-Vellberg

Sonntag, den 27. September: Außer den, in weltabgeschiedenen Waldältern liegenden, vergessenen ehemaligen Zisterzienserinnenklöstern Lichtenstern und Gnadalental werden das Ganerbenstädtchen Vellberg, das durch seine an der Wende des Mittelalters zur Neuzeit stehenden Befestigungen bekannt ist, und die uralte Kirche auf der Stöckenburg besucht werden. Führung: Prof. Dr. R. Schmidt. Teilnehmergebühr DM 9.-. Abfahrt 8.00 Uhr.

Langenau

Sonntag, 4. Oktober: Diese Fahrt gilt vor allem dem, ob seines Schatzes an bäuerlichen Kulturgütern bekannten (vgl. "Schwäbische Heimat" 1952, Heft 6), Heimatmuseum Langenau, sodann der Stadt Langenau selbst, deren Kirchen zu den frühesten Gründungen unseres Landes zu rechnen sind. Führung: Hauptkonservator Dr. A. Walzer und Lehrer Häckel. Teilnehmergebühr DM 9.50. Abfahrt 9.00 Uhr.

Schwäbische Kunstwerke im Germanischen Nationalmuseum

Sonntag, 11. Oktober: Fahrt mit der Bundesbahn nach Nürnberg, Besichtigung der schwäbischen Kunstschätze im Germanischen Nationalmuseum und Führung durch die Stadt. Teilnehmergebühr: DM 16.-. Abfahrt 7.18, Rückkunft 21.39 Uhr.

Beratungsstelle für Kriegerehrungen

Die Beratungsstelle für Kriegerehrungen beim Schwäbischen Heimatbund wurde bereits von zahlreichen Gemeinden in Anspruch genommen und die gegebenen Ratschläge dankbar begrüßt und verwertet. Bei den gegebenen Anregungen handelt es sich bald um die Platzwahl, bald um die Frage der Verbindung der neuen Kriegerehrung mit einer bereits vorhandenen, bald um die grundsätzliche Art der Lösung, ob architektonisch, bildhauerisch oder landschaftlich, ob mit Namenstafeln oder nur mit Widmung und Ehrenbuch u. a. Manchmal wurde auch die Angabe geeigneter Künstler gewünscht.

Berichtigung zu Heft 3

In dem Aufsatz „Vor einem Grabmal des 18. Jahrhunderts“ von Dr. Narr sind durch ein bedauerliches Versehen einige sinnstörende Druckfehler stehen geblieben. Es ist zu verbessern:

S. 121, linke Spalte, 3. Zeile von oben: *Widderwappen* statt Pferdewappen

S. 123, linke Spalte, Zeile 5 von oben: *Frost* statt Trost.

S. 123, rechte Spalte, Zeile 12 von oben: 18. statt 19. Jahrhundert.